P. o. germ. 45 (3

<36606084250016

<36606084250016

Bayer. Staatsbibliothek

Gespensterbuch.

Herausgegeben

von

A. Apel und F. Laun.

Drittes Bändchen.

Leipzig, bei G. J. Göschen. 1811.

36

BG

P.o.germ. 45(3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Vorbedeutungen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Im ersten Hotel der Residenz fiel bald die Aufmerksamkeit der Gäste sowohl als des Wirths auf einen gewissen Herrn von Eibengrün. So nannte sich wenigstens der junge Mann von etwa sechs und zwanzig Jahren, der vor einigen Wochen, mit allen Reisebequemlichkeiten versehen, angekommen war, seitdem die ganze Tageszeit gewöhnlich in der waldigen Gegend zubrachte und aller Ansprache möglichst auswich. Auch seinen Leuten ließ sich keine Auskunft über ihn abgewinnen. In einem benachbarten Lande an Einem Tage von ihm gemiethet, waren sie gleichfalls ohne alle Nachricht über Heimath und Herkunft ihres neuen Herrn.

Die Neugier stieg, als einmal des Morgens ein junger Mann vor das Hotel fuhr und in gebrochenem Deutsch hastig nach dem Herrn

von Eibengrün fragte. Der Wirth war dem sichtbar höchst Zornigen nachgeschlichen und hörte bald vor Eibengrüns Zimmer ein Gepolter von italiänischen Worten, das ihm auf einen gefährlichen Ausgang zu deuten schien. Darauf eilte der Fremde zurück in seinen Wagen. Eibengrüns Bedienter wurde gerufen und kam mit ein Paar Pistolen kopfschüttelnd wieder heraus, um sie zu laden. Eine Stunde später fuhr auch Eibengrün ab, denselben Weg als der Fremde. Die Pistolen wurden mitgenommen, der Bediente zurückgewiesen. Mein Herr, mein guter Herr ist verloren! rief dieser und ward so ängstlich, daß es ihm nur noch kurze Zeit im Hause litt. Er nahm ein Pferd und jagte davon. Unfehlbar sollte ein Zweikampf Statt finden, das glaubte man im Hotel allgemein.

Man hatte nicht geirrt. Nachmittags kehrten beide Gegner in Einem Wagen zurück, Herr von Eibengrün aufs gefährlichste in den Unterleib geschossen. Uebrigens war sein Gegner in dem Grade sein Freund geworden, daß er durchaus nicht von ihm weichen wollte. Die Aerzte stellten dem Verwegenen vor, wie mißlich der

sehr wahrscheinliche Todesfall für ihn werden könne. Der Kranke selbst beschwor ihn, auf schleunige Rettung bedacht zu seyn. Alles tauben Ohren gepredigt.

Die Neugier des Hauses wuchs immer größer und verbreitete sich endlich in der ganzen Stadt. Der Fürst selber erfuhr davon, wollte aber, aus Mitleid, den Thäter wenigstens so lange in freiem Zustande lassen, bis der Verwundete wirklich seinen Geist aufgegeben. Wer hätte auch nicht Theilnahme mit dem Kranken sowohl als mit dem bitter Bereuenden bezeigen sollen, der mehr als Aerzte und Wärter that, um den so eben noch grimmig gehaßten Mann die letzten Stunden zu erleichtern und zu versüßen. Es findet sich oft, daß ein Zweikampf das gute Vernehmen der Kämpfer wieder herstellt. Aber auf den Grad des Hasses wie hier, eine bis zur Aufopferung gehende Liebe folgen zu sehen, das war allen eine so befremdliche als erhebende Erscheinung.

Wider jedermanns Erwarten überlebte der Kranke eine äußerst schmerzhafte Operation, und bald wiesen die Aerzte auf ihn als auf einen

besondern Beweis ihrer Kunst hin, denn seine gute Natur hatte ihn wirklich wunderbar gerettet.

Jetzt schied endlich sein vormaliger Gegner. Der Gastwirth konnte nicht müde werden, die Herzlichkeit bei ihrer Trennung zu beschreiben.

Mit dem Winter, der ziemlich früh eintrat, schien in dem Genesenen das Bedürfniß eines geselligern Lebens zu entstehen. Ueberall bot man dem wohlgebildeten, interessanten Manne die Hand. Doch lag es außer seinem Plane, sich in allen guten Zirkeln der Residenz herumzutreiben. Ein einziges Haus, dessen Gesellschaft fast tagtäglich dieselbe blieb, wurde sein eigentlicher Zufluchtsort. Da hier eine schöne Tochter aufblühte, so gab es bald Vermuthungen von Absichten. Er dachte nicht an die schöne Blanka. Uebrigens schien ihm in diesem Hause eine Person, eine junge Verwandte, vorzüglich anzuziehen. Wenn sie nicht da war, hatte er meistentheils Langeweile.

Gleichwohl begriff man auch nicht, was er an ihr grade finden konnte, da sie weder hübsch noch besonders geistreich war, und zumal mit Männern gar kein Gespräch bei Seele und Leben zu erhalten wußte, ein Fehler, der von versäumter Erziehung in ihren frühern Jahren herrührte, und den die nachherigen günstigern Verhältnisse nicht hatten verbessern können. Ihre Stimme war nicht ganz unrecht. Aber sie hatte schon einen Bräutigam, der regelmäßig alle Tage das Haus besuchte und manchmal über den Herrn von Eibengrün lächelte, wenn dieser Sophien nachging, sich neben sie setzte und doch größtentheils von einer unbequemen Stummheit gefesselt wurde.

Der seltsame Gast hatte über seine eigene Geschichte bisher geschwiegen, und man ließ ihn gewähren, weil ihm jede Erinnerung an die Vergangenheit Kummer zu machen schien.

Er bemerkte jetzt eine traurige Spaltung in der Familie. Ein ausländischer Offizier war Veranlassung, der eine Zeitlang sein Quartier im Hause gehabt und das Herz der schönen Tochter gewonnen hatte. Der Vater war da-

gegen. Die Mutter schwankte zwischen beiden Partheien und schien von beiden ungerechte Klagen und Vorwürfe anhören zu müssen. Sophie war entschieden auf der Seite des Ausländers.

Die innere Gährung, welche daraus entstand, kam dem Herrn von Eibengrün sehr ungelegen. Am meisten fürchtete er das Zutrauen der Partheien in dieser ziemlich offen daliegenden Sache, weil er wohl wußte, wie schwer selbst der beste und einleuchtendste Rath bei solchen Gelegenheiten Zugang findet.

Der Abmarsch des Offiziers, der jetzt erfolgte, stiftete indessen wieder einigen Verein. Mitleid und Hoffnung neigten den Vater zu der Tochter herüber, welche dessen besondere Zärtlichkeit für eine Aufforderung zum Verdoppeln der ihrigen annahm. Allein das Mißverständniß kam bald an den Tag. Die Hoffnung des Vaters auf Blankens Vergessen des Abwesenden scheiterte, und der allgemeine Mißklang im Hause wurde immer vernehmbarer und unbehaglicher. Endlich fiel Sophie auf die Idee, Eibengrün zum Mittler zu machen und all ihren Einfluß anzu-

wenden, um ihn zu einem Sturme auf das Herz des Vaters zu vermögen.

Sie war wirklich so voll von dieser Sache und deren Gerechtigkeit, daß die Worte sich dießmal in ungewöhnlicher Menge einfanden. Allein, ob sie schon nicht aufhörte von Grausamkeit und einem ganz unväterlichen Herzen zu sprechen, ob sie schon ihre Ueberzeugung bekannte, daß nur ein ganz fühlloses Gemüth von dem schreienden Unrecht, das der armen Liebenden wiederfahre, nicht empört und zur Hülfe aufgefordert werden könnte, so zuckte Eibengrün doch die Achseln und erwiederte die finstre Miene, die sich ihm hierauf zeigte, durch die wenigstens eben so finstern Worte: Ich will und werde mich nie für eine so leichtsinnig beschlossene Verbindung verwenden, vielmehr würde ich, wenn ich Parthie nehmen müßte, gewiß auf die Seite des verständigen Vaters treten.

Sie hatten in ihrer Leidenschaftlichkeit ganz überhört, daß der Vater unterdessen wirklich herbeigekommen, und dem Inhalte des hitzigen

Gespräches zu Gefallen, ganz still in der Thüre stehen geblieben war.

Das heißt wie ein edler Mann sprechen! sagte er, Eibengrün umarmend, der über den Zeugen nicht viel weniger erschrak als Sophie, welche sich sogleich entfernte.

So groß war die Verstimmung noch nicht gewesen als diesen Abend; Sophie und Blanka vermieden Eibengrün, und dieser wich dem Vater aus, um nicht ohne Frucht tiefer in die Sache verwickelt zu werden.

Nach einigen Tagen, als sich die Aufwallung der jüngern Parthei ein wenig gelagert hatte, aber doch noch selten ein zusammenhängendes Gespräch Statt finden wollte, da sagte die Dame vom Hause: Lieber Eibengrün, Sie haben uns nun schon so lange ihre Geschichte versprochen, ja uns durch einzelne Andeutungen auf deren Sonderbarkeit nur noch wißbegieriger gemacht, warum länger mit der Erfüllung dieser Zusage zögern? Wir dürfen, glaube ich,

zwiefachen Anspruch darauf machen, da Sie nach und nach im Besitz der meisten, neuerlich wahrlich nicht trostreichen Heimlichkeiten unsers Familienlebens gekommen sind.

Sehr wahr, antwortete Eibengrün. Ich trete auch grade jetzt um so lieber damit hervor, da meine Begebenheiten die anscheinende Härte erklären und entschuldigen können, mit der ich mich, wie Sie ohnfehlbar durch Ihren Gemahl wissen, in einer wichtigen Sache gegen Sophien geäußert habe.

Die Dame konnte einen schweren Seufzer nicht unterdrücken. Sie schien ihn mit einem Kommentare begleiten zu wollen, als Blanka's Eintritt die Veränderung des Gesprächs erheischte.

Endlich, fing die Wirthin an, da der Kreis beisammen war, endlich sollen wir unseres Freundes Schicksale in ihrem Zusammenhange erfahren.

Die wenige Empfänglichkeit für dergleichen, welche Eibengrün auf den Gesichtern der jüngern Parthei bemerkte, machte ihm wenig Lust dazu, allein die Dame sowohl als der Herr

vom Hause ließen nicht nach, und der Gast fing also an:

Das Reisen hatte mich eine Zeitlang überaus glücklich gemacht. Jugend und Wohlhabenheit bahnten mir selbst die bedenklichsten Wege. Heute taumelte ich munter durch die glänzenden Reihen feiner Gesellschaft. Morgen saß ich nicht minder froh neben einem einfachen Hirtenstamme, auf der Alpe, die alle seine Kenntnisse, Erfahrungen und Wünsche beschränkte. Manche weitberühmte Merkwürdigkeit blieb ungesehen. Ich hüpfte gern regellos in der Welt umher, nicht grade mit dem Vorsatze, dem unmittelbaren Nutzen des Reisens aus dem Wege zu gehen, aber auch nicht mit dem Willen ihn mühsam und ängstlich aufzusuchen. Mein Vater nannte mich darum in manchem Briefe seinen Ueberall und Nirgends, war aber nicht unzufrieden mit diesem Herumschweifen. Vielleicht trugen sogar seine frühern Aeußerungen dazu bei, mich zu dieser Art des Reisens zu bestimmen. Die sogenannten Denkwürdigkeiten der Orte, meinte er, wären größtentheils der Aufmerksamkeit kaum werth, desto nütz-

licher aber, das Leben in seiner tausendfachen Gestaltung aufzusuchen, und durch das Mannichfaltige unvermerkt zu seinem Einen und Nothwendigen zurückgeführt zu werden.

Festern Fuß als zuvor fing ich an in Italien zu fassen. Die ewig bleibende Größe dieses heiligen Landes schien auch mich zum Bleiben aufzufordern.

Jetzt fingen die Briefe meines Vaters an einige Unzufriedenheit zu äußern. Ich war ihm viel zu lange in Florenz und Neapel gewesen, und als ich nun gar nach Rom zum zweitenmale ging und mich hier gleichsam häuslich niederließ, da legte er mir die bedenkliche Frage vor, wer denn, wenn ich immer dort bleiben wollte, seine weitläuftigen Besitzungen nach seinem Tode verwalten würde und ob ich nicht dächte, daß eine Abwesenheit zu dieser Zeit und die Unbekanntschaft mit seinen Gütern mir einen unendlichen Verlust zuziehen müsse.

Ein neuer Brief, der, als jene Aeußerungen keinen großen Eindruck gemacht hatten, an mich erging, traf mein Herz um so gewaltiger. Er sprach die heftigste Sehnsucht mei-

nes Vaters aus, mich im Vaterlande an der Seite einer Gattin glücklich zu sehen.

Es mußte nun ein Entschluß gefaßt, die willkommene Gegenwart mußte aufgegeben werden. Sie war mir indessen so freundlich gewesen, daß ich, um wenigstens alle künftigen Augenblicke mich in ihrer Erinnerung berauschen zu können, auf die Idee gerieth, wenn nicht eine schöne Römerin selbst, doch eine Zeugin und Theilnehmerin an meinem hiesigen Wohlseyn als Gattin mit in mein Vaterland zu nehmen. Die Wahl bedurfte keines langen Nachsinnens. Die liebenswürdige Familie eines deutschen Grafen war der Kreis, der seit meiner Ankunft in Rom fast mein ganzes Leben umgränzte. Ich brachte Monate auf ihrem Landhause zu. Ich zeichnete mit den beiden Töchtern. Ich begleitete ihren Gesang bald mit der Guitarre, bald mit dem Pianoforte. Wir gaben in Gemeinschaft mit jungen Bewohnern benachbarter Villen kleine Schauspiele auf einem eigends dazu im Walde angelegten, wunderherrlichen Platze. Wir veranstalteten kleine Bälle, die nicht eben dem Glanze, aber

doch der anständigen Fröhlichkeit in ihrem ganzen Umfange gewidmet waren. Was Kunst und Natur in und um Rom besaß, alles dieß hatte ich mit dieser Familie genossen. Die jüngere Tochter, Julie, sollte meine Gemahlin werden. Immer hatte ich mich näher an das stille gelassene Herz dieser blonden, etwas kränkelnden Schönheit als an den kräftigen, fast gigantischen Wuchs der lebhaften Aimee hingezogen gefühlt. Julie schien auch mich vor andern jungen Männern auszuzeichnen. Die Augen der Aeltern ruhten ebenfalls wohlgefällig auf unserer wechselseitigen Freundlichkeit, so daß von ihrer Seite kein Widerspruch zu besorgen war, wenn ich, der künftige Universalerbe eines reichen und angesehenen Mannes, mich um ihre Hand gehörig bewerben wollte.

Schon war ich im Begriff, Julien meine Wünsche zu eröffnen, als eine unbekannte Gestalt mein Auge berührte und der Sache eine andere Wendung gab. Ich besuche einst mit

Julien und Aimeen die Peterskirche. Andächtig hören wir der Begeisterung eines deutschen Architekten zu, der uns begleitet. Wir theilen sein Entzücken über die Offenbarungen, deren der Himmel und die Kunst den Erbauer dieses Tempels gewürdigt haben. Da tritt aus einem benachbarten Beichtstuhl ein hohes weibliches Wesen, schreitet wie die Königin des Himmels an uns vorüber und läßt sich neben einer andern nicht mehr ganz jugendlichen, aber sehr reitzenden Dame auf die Kniee nieder. Nach dem Rosenkranze, der sich durch kostbare Steine besonders auszeichnete, mußten die Damen von bedeutender Herkunft seyn, eine Vermuthung, welche durch ihr würdevolles Benehmen ein noch stärkeres Gewicht erhielt.

Ob mein Auge erst der Wegweiser von Juliens Blicken geworden war, muß dahin gestellt bleiben, doch entging es mir nicht, daß sie meine Aufmerksamkeit auf die Unbekannte theilte. Auch schien Julie die Erschütterung zu bemerken, die der Moment in mir hervorbrachte, wie die Betende den Schleier zurückwarf, der bis dahin die schönen Züge verborgen

hatte.

hatte. Nie hatte ich ein Gesicht von dieser Würde gesehen! Das mußte auf dem meinen zu lesen seyn. Der Kummer der erst aufgeblühten Dame beängstigte mich, von dem ein Paar große Thränen und die schweren Athemzüge zeugten, unter denen der herrliche Busen auf- und niederflog.

Auch ich wurde von ihr bemerkt und kein Mahnen meiner Begleiter war vermögend mich von dem Platze zu rücken. Eine Säule zu ihrem Ruhme aufgerichtet stand ich da, denn meine Augen hatten nicht einmal die Macht sich in den Schranken der Mäßigung zu erhalten. Der ernste Blick der älteren Dame — der Mutter, wie es schien — sah wie ein Verweis aus. Aber was kümmerten mich die Verweise der ganzen Welt, wenn die Gestalt, der ich huldigte, meine Opfer gnädig aufnahm, wie meine Wünsche mich wirklich überredeten.

Endlich veränderte sich die Scene. Die seidenen Mäntel der Damen rauschten vorüber. Ein leidender Blick der jüngern brachte mich so außer Fassung, daß ich, allen Anstand aus den Augen setzend, die Hand der mir völlig Frem-

den zu ergreifen suchte. Erschrocken entfernte sie sich und verlor darüber den Rosenkranz. Ihrer Begleiterin Unwille schien um so größer zu werden, da ich die Perlenschnur aufhob und mir dadurch einen dankbaren Blick von der Herrlichen verdiente.

Unbekümmert um meine beiden Freundinnen ging ich hinter den Unbekannten her. Fruchtlos. Denn der Wagen, der sie draußen erwartete, rollte so schnell mit ihnen davon, daß mir keine Spur weiter von den Damen blieb.

Seitdem wurde ich manchmal von Juliens Schwester mit diesem Vorfall aufgezogen. Julie schwieg darüber, woraus ich schließen konnte, daß sie weit weniger gleichgültig als jene dabei gewesen seyn mochte.

Indessen bewendete es bei der flüchtigen Erscheinung. Nirgends hatte ich die Fremde wieder entdecken können. Ich hielt es für lächerlich einem Bilde nachzujagen, das sich gleichsam in Dunst und Nebel verlor, und dachte nach einer kurzen Unterbrechung wieder in ganzem Ernste an die Sehnsucht meines Vaters und an Juliens Hand. Nur mit dem

Unterschiede, daß ich vor dieser Erscheinung mich zuerst an die Geliebte selbst wenden wollte, nunmehr aber auf den Gedanken gerieth, die Sache recht nach alter guter Methode zu betreiben, und vor allen Dingen meinen Vater von dem Vorhaben und den Hoffnungen zu benachrichtigen, die ich allem Anscheine nach fassen konnte.

Der wackere Alte war zu glücklich in dem Gedanken an meine Rückkehr, als daß er irgend eine Einwendung hätte machen sollen. Ich bekam den Brief der seinen Segen enthielt, als ich eben meine Wohnung in der Stadt besuchte, wohin alles abgegeben wurde, was vom Auslande an mich einlief.

Im Ganzen konnte mir die Sache nicht anders als willkommen seyn. Aber jetzt beunruhigte mich zum ersten Male die Schwierigkeit, mit der Sprache gegen Julien herauszugehen. So entschieden auch mir ihre Vorliebe für mich geschienen hatte, so war doch hierin

eine Täuschung möglich. Dergleichen Täuschungen kommen häufig im Leben vor, und die einmal aufgewachte Besorgniß fing an mich immer mehr und mehr der Eigenliebe und eines viel zu festen Zutrauens auf meine Person und Verdienste zu beschuldigen. Wenigstens glaubte ich mich sicher setzen und auf eine Einleitung meiner Liebeserklärung sinnen zu müssen, von der ich allenfalls unkompromittirt in mein zeitheriges Verhältniß mit Julien zurücktreten konnte.

Gedankenvoll war ich lange schon in der hellen Nacht herumgestrichen. Ein Eingang nach den sogenannten Farnesischen Gärten, der vermuthlich aus Unachtsamkeit offen geblieben war, lockte mich. Das Mondlicht durchzitterte die weiche herrliche Luft, und die grünenden Trümmer zweier verschiedenen Vorzeiten schienen ihre jetzige Schmach inniger als jemals zu beklagen. Ich schaute umher, und von dem Gefühle der Nichtigkeit des Lebens ganz übermannt, fand ich den schlauen Einfall, auf den ich ausging, des Suchens ganz unwürdig. Mochte doch Julie meinen Antrag aufnehmen wie sie wollte. Ich war in diesem Momente

geneigt, jeden Winkelzug zu vermeiden, und trat rascher den Rückweg an.

Da höre ich einen Pistolenschuß und zugleich den durchdringenden Schrei einer weiblichen Stimme. Unwillkührlich griff ich nach einem Messer, das ich immer heimlich bei mir trug, um auf meinen oft ganz einsamen Wanderungen im Nothfalle mich vertheidigen zu können. Dem Schalle nach war das Pistol dicht neben mir hinter einem kleinen Gebüsch abgebrannt worden, und ich beeilte mich, der Hülfsbedürftigen beizustehen. In demselben Augenblicke schoß diese bei mir vorüber. Die schöne Andächtige in der Peterskirche war es.

Halt! rief ich ihrem Verfolger zu und schlug ihm das zweite Pistol, das er nachfeuern wollte, aus der Hand.

Er schäumte vor Wuth und beschwor, ein Stilet hervorreißend, meinen Untergang. Der Mann war ein Riese gegen mich und an seine Entwaffnung nicht zu denken. Bloß auf meine Gewandtheit und mein Messer konnte ich vertrauen. Die Furien waren mit mir. Ein

Stich durch sein Herz verhinderte die Ausführung seines Vorhabens.

Ich hatte ihn so gut getroffen, daß ihm keine Regung übrig blieb. Sein feiner Anzug kündigte den vornehmen Mann an, und es war das Rathsamste, mich schleunig aus der Gegend zu entfernen. Von der Dame, die mir allein über das mißliche Abentheuer Aufschluß geben konnte, war nichts weiter zu hören noch zu sehen.

Ich war noch uneins mit mir, ob ich der Polizei Nachricht von dem Vorgange geben sollte. Der Zufall hatte mich in den Streit verwickelt und die Nothwehr allein eine so schauerliche Katastrophe herbeigeführt. Der Beweis meiner Unschuld war indessen so schwer, daß die Sache mich mit sehr nachtheiligen Folgen bedrohte. Ich beschloß des Grafen Rath darüber einzuholen und für's erste noch in Rom zu bleiben, weil nirgend ein Zeuge zu erblicken war, und auf mich schwerlich der Verdacht des Mordes dieses mir ganz Unbekannten sogleich fallen konnte.

So wenig sich auch mein Gewissen beschwert fühlte, so hatte doch der unerwartete, blutige Auftritt mein ganzes Bewußtseyn dergestalt umnebelt, daß in den ersten Momenten die Veranlassung zu der Verfolgung der Dame und die Dame selbst mein Nachdenken unbeschäftiget ließ. Erst als ich in meiner ländlichen Behausung angelangt war und den Grafen abwesend fand, erst da fing mich die räthselhafte, auf jeden Fall unglückliche Situation der schönen Dame zu beunruhigen, um so mehr zu beunruhigen an, weil sie allem Vermuthen nach in sehr schlimmen Verhältnissen mit ihrem Verfolger gestanden haben mußte, und sein Tod sie daher leicht in gefährliche Händel mit der Justiz verwickeln konnte.

Aus diesem Grunde entschloß ich mich nunmehr, die That anzuzeigen, als eine dichtverschleierte Alte mir gemeldet wurde. Eine seltsame Zeit zum Besuch, da nach deutscher Uhr die eilfte Stunde eben vorüber war. Doch das Seltsame gehörte nun einmal in die heutige Nacht.

Herr, fing die Alte an, meine Gebieterin

läßt Sie beschwören mir an den Ort ihres Aufenthalts zu folgen. Zu ihrer nähern Bezeichnung und zur Beglaubigung meiner Rede soll ich Ihnen diesen Rosenkranz einhändigen.

Es war der nämliche, den ich einst jener Dame aufgehoben hatte. Ich warf einen Mantel um und folgte der Alten, so viel ich auch Bedenken dagegen hätte haben können.

In einiger Entfernung von dem Landhause sagte sie: Jetzt haben Sie sich ganz meiner Führung zu überlassen! Dazu überreichte sie mir eine Maske, welcher die Oeffnung vor den Augen gänzlich mangelte.

Auf meine Weigerung erfolgte ein Achselzucken, auch erbat sich die Alte den Rosenkranz zurück.

Ich mußte mich schon zu der Beraubung meines Gesichts auf diesem Wege verstehen. Dazu nahm mir die Verhüllte das Wort ab, die Maske nicht eher anzurühren, als bis sie mich selber dazu auffordern würde. Drauf gab sie mir ihren Arm zur Leitung.

Ich suchte durch künstlich gestellte Fragen einige Auskunft über das Herkommen der Dame

zu erlangen. Aber da hatte ich mich grade an die rechte Person gewandt! Ja, nein und vielleicht, weiter war wenig aus ihr zu bringen. Wir wanderten wohl schon eine Stunde, größtentheils über einsame Straßen und Plätze, als mich endlich die Ungeduld anwandelte. Meine Führerin tröstete indessen mit der Nähe des Ziels, und wirklich schloß sie bald nachher eine Thüre auf.

Ich fragte, ob die Maske noch immer unentbehrlich sey? Mehr als jemals! war ihre Antwort.

Wie mich dünkte, ging es über eine enge, schmale Treppe hinauf. Jetzt zum ersten Male seit der Verlarvung richtete meine Führerin ein Paar Worte an mich, die ich ihr nicht durch Fragen abgedrungen hatte. Leise, sagte sie, ganz leise; jeder Laut von uns auf diesem Wege könnte zu etwas Gräßlichem führen.

Mit unbefangenerm Gemüth würde ich vielleicht empfänglicher für ihre furchterweckenden Reden gewesen seyn. Doch das Opfer, das ich vor Kurzem erst dem Tode gebracht, hatte mich dermaßen mit diesem Erbfeinde des Lebens

befreundet, daß ich in seinem öden Reiche schon ziemlich einheimisch war. Daher ging alles, was mir nachmals noch in der Erinnerung ein geheimes Grauen erregte, wie ein gleichgültiger Ton durch meine Ohren. Nur das verdroß mich, daß meine Neugier so lange auf der Folter liegen mußte.

Die Gemächer, durch welche ich jetzt geführt wurde, schienen zwar dem Schalle der Tritte nach sehr hoch und weit, mit Einem Worte nach vornehmer Art eingerichtet. Allein der starke Luftzug der hindurchstrich und mit Schadhaftigkeiten in der Decke zu korrespondiren schien, ließ auf schlechtverwahrte Fenster und ein verfallenes Gebäude überhaupt schließen. Auch wurde mein Fuß einigemal, wie mir däuchte, durch Grasbüschel aufgehalten.

So hoch ich erst eine Treppe hinaufgestiegen war, so tief führte mich jetzt eine hinab, welche den häßlichsten Moderduft aushauchte.

Hierauf wieder eine Thüre, und nun endlich auch die Erlaubniß die Maske abzunehmen.

Ich fand mich in einem ungeheuer großen Zimmer, dessen seltsames Geräth von einem

Jahrhundert früher Zeugniß ablegte. Die Fenster mit Bretern versetzt. Eine Oeffnung im Platfond der einzige Zugang für die äußere Luft. Zwei Fackeln erhellten das Gemach, in dem die schöne Dame sich wie in einer unnatürlichen Verzauberung befand.

Ihr Hierseyn, sagte sie, als die Alte sich entfernt hatte, beweist mir die Gerechtigkeit meines Vertrauens.

Fast hätte ich, erwiederte ich, nicht ohne Empfindlichkeit, aus der Art, wie ich hierher geführt worden bin, auf gänzlichen Mangel an diesem Vertrauen geschlossen.

Vergeben Sie. Mein Geheimniß hätte ich ihrem herzvollen Auge gern anvertraut, doch der Ort meines Aufenthaltes ist nicht das meinige allein. Entweder mußte ich auf diese, wie auf jede Zusammenkunft, mit Ihnen Verzicht leisten, oder das Geheimniß meiner treuesten Freundin dabei als ein heilig anvertrautes Gut sichern können.

Ich wußte bei dieser Rede kaum wie mir geschah. Die Worte waren es nicht, die mich entzückten, aber das Gemüth, wenn ich so

sagen soll, das in ihnen lag, das von den anmuthigsten Tönen, wie das Hochheilige von der Monstranz, umgeben wurde. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nicht sprechen hören, so dünkte es mir in diesem Augenblicke. Auch wagte ich keine Erwiederung. Ich verlor mich die kurze Zeit, die mir dazu blieb, in den hohen Augen und der ganzen Kraft und Jugend stralenden Gestalt, die hier, wie eine schöne Rose, aus altem Schutt und Ruinen prächtig hervortrat.

Zuerst, fing Sie nun an, danke ich Ihnen für meine Rettung und dem Himmel für die Ihrige. Was aber ist aus unserm Gegner geworden?

Ein Nichts! Was allen Ihren Gegnern zu gönnen wäre. Mein Messer hat den Frevel, Sie zu verfolgen, mitten in seinem Herzen aufgesucht. Der wird kein Gewehr wieder nach Ihnen ausstrecken.

Gott im Himmel! rief die Dame außer sich, und bedeckte verzweiflungsvoll ihr Gesicht mit den Händen.

Nichts glich meinem Befremden. Das

Bedauern eines Missethäters wäre durch die milde Natur der Frauen erklärbar gewesen. Aber das war ein weit tieferer Antheil.

Wer war Ihnen denn der Getödtete? fragte ich.

Mein Bräutigam!

Das Wort durchschmetterte alle meine Gebeine.

Ihr Bräutigam? Aus der letzten Situation war dieß Verhältniß nicht herauszufinden.

Er war — Doch wozu Ihnen, mein Herr, das Herz noch schwerer machen, das schon einen Todtschlag zu tragen hat? — Der böse Ausgang ahndete mir, daher ließ ich Sie zu mir bitten. Ihres eigenen Heils wegen! — Weiß die Obrigkeit schon von der That?

Noch nicht!

Gott sei Dank! Dann suchen Sie alles, den Gräuel zu verheelen. Denn selbst die Entschuldigung eine auf den Tod Verfolgte zu retten, würde Sie nicht zu schützen vermögen. Bei allen Ihren Bekanntschaften nicht! Sogar dann nicht, wenn ich mich selbst entschlösse, Ihr Vorgeben zu bezeugen. Die Obrigkeit zwar

könnte Sie freisprechen, aber niemand vor den gewiß überall auflauernden Dolchen der Verwandten des Erblichenen in Schutz nehmen.

Ich will Ihr Bestes! fügte sie sanft hinzu. Befolgen Sie darum meinen Rath. Jetzt verlassen Sie mich. — Allezeit den dritten Tag, sobald es dunkel ist, wird die Alte bei der Villa, die Sie mitbewohnen, vorübergehen. Liegt Ihnen daran mich noch einmal zu sprechen, so gehen Sie ihr nach und befehlen über sie. Immer werden Sie mir willkommen seyn, wenn Sie sich wie heute der Führung meiner Dienerin blind überlassen. — Leben Sie wohl!

Der letzte Wunsch war so seelenvoll ausgesprochen, daß ich kaum von der Stelle konnte. Allein mit einer an Zärtlichkeit grenzenden Wehmuth öffnete sie die Thüre und übergab mich der Alten Leitung, welche ganz auf die vorige Weise erfolgte.

Als mich die Führerin meinen Augen wieder überließ und von mir Abschied nahm, war ich in einem Gäßchen ohnweit dem Platze del Popolo.

Ein seltsameres Abentheuer als mein heutiges schien mir kaum ersinnlich. Ein Bräutigam, der seiner Braut nach dem Leben steht; eine Braut, die über den Verlust eines solchen Bräutigams außer sich geräth, und gleichwohl denjenigen, der sie von ihm befreite, sehr entschiedene Beweise ihres Wohlwollens giebt! Dieß alles, verbunden mit der ungewöhnlichen ja schauderhaften Wohnung ließ auf das Zusammentreffen außerordentlich widriger Begebenheiten schließen.

So wenig ich mir aber auch einen Begriff machen konnte, weder von den äußern Beziehungen, noch von dem, wie es schien, aus ganz widersprechenden Bestandtheilen zusammengesetzten Charakter der Dame, so sehr war ich dennoch für sie eingenommen. Gestalt und Haltung, Sprache und Stimme, alles kündigte mir eine innere Größe an, welche die Verworrenheit der Gefühle und äußern Ereignisse noch einmal gänzlich zu lösen versprach.

In diesen Gedanken eilte ich der Villa zu, wo meine späte Ankunft an sich nicht auffallen konnte, da ich ohnehin, wegen häufigen Her-

umschwärmens in schönen Nächten, der Nachtwandler genannt zu werden pflegte. Nur das, daß der späte Besuch der Alten vorausgegangen war, hätte die Sache verdächtig machen können. Doch hatte mein Bedienter und niemand sonst diesen Besuch bemerkt, und auf seine Verschwiegenheit war immer zu bauen. Daher war auch am andern Morgen gar nicht von meiner nächtlichen Abwesenheit die Rede. Desto mehr aber von meinem Spleen, wie man das dumpfe, düstre Hinbrüten nannte, welches mich für die Gesellschaft unerträglich machte.

Als mein Bedienter beim Reinigen der Kleider ihre Taschen auf meinem Zimmer ausleerte, da erst ward ich inne, daß der Rosenkranz, den ich von der Alten unterpfändlich erhalten hatte, noch in meinen Händen war.

Um nicht mißfällige Scherze zu veranlassen, legte ich ihn in mein Büreau. Zu spät. Julie hatte sich an dem Nebengeländer vor meinem Fenster etwas zu thun gemacht, und die Andacht war ihr nicht entgangen, mit der ich, ehe ich den Rosenkranz bei Seite legte, ihn betrachtete. Sie pochte an's Fenster und bat

mich,

mich, ihr ebenfalls die schöne Perlenschnur zu zeigen.

Sie schien den Rosenkranz wieder zu erkennen. Sprachlos gab sie ihn zurück. Auch bemerkte ich, daß sie in einiger Entfernung mit ihrem Taschentuche schnell über die Augen fuhr, auf denen ich einen, gewiß nicht schmerzlosen, Glanz hatte schwimmen sehen.

Der Brief meines Vaters war über den so anziehenden als grausamen Vorfällen des gestrigen Abends vergessen; die Villa mir zuwider. Ich gab Geschäfte für einige Tage vor und fuhr noch vor Tische in meine Wohnung auf dem spanischen Platze. Aber die Stadt bereitete mir nur neue Sorgen und Unruhe. Der Körper des Getödteten, eines Grafen Pignola, war gefunden worden und die That selbst das allgemeine Gespräch. Man glaubte sie der Eifersucht zuschreiben zu müssen, weil der Verstorbene in seinen letzten Tagen sehr reich an Liebesintriguen gewesen seyn sollte. Darum wurde

er auch nicht sonderlich bedauert und das war mir ein Trost. Jedoch hörte ich zugleich, welche hohe Preise seine angesehenen Verwandten auf den Kopf des Mörders gesetzt hatten. Man hatte bereits einigen Verdacht geäußert. Zum Glück aber blieb die Unschuld der Personen, auf die er fiel, nur wenige Stunden unentschieden. Uebrigens glaubte man allgemein, daß ein Bandit die Mittelsperson gewesen seyn müsse, weil der Dolchstoß, den der Zufall mitten durch die Wohnung des regesten Lebens geführt hatte, von einer festen und erfahrenen Hand zu zeugen schien. Der Dolch selbst, welchen man noch neben ihm liegen gefunden, trug zwar die Aufschrift: Nothwehr, auf einem grünen Griffe mit goldenen Buchstaben. Aber das bewies freilich nichts gegen jenen sehr wahrscheinlichen Glauben. Ein Glück für mich war es, daß ich gewiß wußte, dieser so auffallende Dolch, den ich einmal in Lüttich gekauft und auf Reisen immer bei mir geführt hatte, sei, so lange ich ihn besaß, noch von niemand gesehen worden.

Ich besuchte, wie gewöhnlich in den Tagen, die ich in der Stadt zubrachte, einen großen

Theil meiner Bekannten, hauptsächlich unter den Künstlern, kehrte aber dießmal, des überall herrschenden Gesprächs bald überdrüssig, bei Zeiten in meine Wohnung zurück. Doch was ich auch zu meiner Beschäftigung vornahm, behagte mir nicht. Das Betrachten des Rosenkranzes der räthselhaften Dame gab mir noch die meiste Unterhaltung.

Der Abend verdoppelte meinen Unmuth. Ich warf mich in's Fenster. Die Nacht begann köstlich wie die gestrige, aber so lieblich die Luft auch wehte, so war sie doch nicht vermögend die gewaltige Gährung in meiner Seele zu stillen, oder auch nur zu mäßigen. In zwei ungeheuern Nebelgestalten stießen Furcht und Hoffnung einander ohne Aufhören an. Ein unermeßlicher Abgrund vor meinen Füßen, ein unergründlicher Himmel darauf. Ohne Flügel, die mich zu diesen hinauftragen konnten, mußte ich wahrscheinlich eine Beute des Abgrunds werden.

Die fröhlichen Gruppen des bunt belebten Platzes hatten durchaus keine Berührung mit mir. Desto tiefer und schauerlicher griff ein

anderes Nachtgemälde, das sich jetzt langsam um die Ecke herumbewegte, in mein zitterndes Leben ein. Ein Leichenzug. Viele Fackeln, die ihn begleiteten, kündigten die Wohlhabenheit des Verstorbenen an. Da solche Züge sonst in Rom keiner großen Aufmerksamkeit gewürdigt werden, so erregte schon die ungewöhnliche Volksmenge eine bittere Ahndung.

Da bringen sie den gestern Ermordeten! sagte mein Bedienter, in diesem Augenblicke eilig hereintretend. Der Mörder, setzte er hinzu, wenn er den betrübten Zug mit ansähe, müßte wohl von seiner Reue allein zu dem Bekenntnisse angetrieben werden.

Kerl! rief ich aus, und mein Auge traf so schrecklich, daß er bat, ich möchte doch ihn um Gotteswillen nicht in dem abscheulichen Verdachte haben.

Wer weiß — sagte ich einlenkend, doch mit baldiger Hinzufügung des Trostes, daß ich ihn nur auf die Probe gestellt hätte.

Indessen war der Zug bis unter meine Fenster gekommen. Die rothauflodernden Fackeln schienen mich mit Blut besprengen zu wollen.

Der schwarze Rauch um sie her nahm die Gestalt von Furien an, die der Todte, der, nach Landessitte, unverhüllt getragen wurde, in so leisen als gräßlichen Tönen zu meiner Qual aufzufordern schien. Dazu der leichenfarbige Mond nicht nur über mir, sondern auch unten auf dem Platze in dem Brunnen, die Barcaccia genannt, gleich als hätte sich der furchtbare Zeuge meiner blutigen That nur verdoppelt, um meinem Auge weder im Himmel noch auf der Erde einen Ruhepunkt zu vergönnen.

Du hast Recht, mein ehrlicher Franz! rief ich, ein Schauspiel, wie dieses, kann der Mörder ohnmöglich aushalten!

Ich war auch in diesem Augenblicke fest entschlossen, den gestrigen Vorfall zu Papiere zu bringen und von richterlicher Entscheidung den Ausspruch meiner Schuld oder meiner Unschuld zu erwarten.

Je tiefer aber das furchtbare, lebendige Gemälde in den Hintergrund wich, desto lebhafter trat auch wieder mein Bewußtseyn hervor, daß bloß Nothwehr mich zu dem Schritte

vermocht, und der Zufall, nicht ich, die Sache zu verantworten habe.

Bei alledem hatte der Zug einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht im Stande war, die Nacht in meinem Quartiere zuzubringen. Der Kutscher mußte sogleich anspannen.

Alles auf dem Landhause schien in tiefen Schlaf versunken. Nur Julie sah noch zum Fenster heraus und lief sogleich um Leute zu wecken.

Ich merke wohl, sagte sie, mir auf der Flur entgegenkommend, ich merke, was Sie so über Hals über Kopf uns zurückbringt. Ihre Brieftasche ist oben liegen geblieben.

Meine Brieftasche?

Ja. Sie hat aber in mir eine gutmüthige Person gefunden, die von den Wechseln darin keinen übeln Gebrauch machen wird. — Denn, setzte sie hocherröthend hinzu, da Sie erst gestern Briefe vom Hause erhalten haben, so sind vermuthlich auch die Wechsel mit angekom-

men, welche Sie schon vor einigen Wochen erwarteten. Ich muß Sie nur sogleich außer Sorge setzen.

Mit diesen Worten eilte sie auf ihr Zimmer, um mir bald darauf die Brieftasche selbst zu übergeben.

Das war wieder ein trefflicher Streich! Mit ganz andern Gedanken erfüllt, hatte ich an diese Brieftasche nicht im mindesten gedacht. Gleichwohl enthielt sie auch den Genehmigungsbrief von meinem Vater, den, allem Anscheine nach, Julie nun selbst gelesen hatte. Ganz unbezweifelt gelesen! Denn nur mit sichtbarer Gewalt unterdrückte sie am folgenden Tage einen Frohsinn, der ihr bei meinem Abgange nach der Stadt gänzlich gefehlt, und ein Zuvorkommen, das sie mir noch niemals in solchem Grade bewiesen hatte. Sie schien sogar Aimeen den Brief gezeigt zu haben. Denn diese, weniger auf ein Geheimniß haltend, was ja doch, wie sie glauben mochte, nächstens an's Licht kommen müßte, versuchte ein Paarmal mich mit meinem Tiefsinn aufzuziehen, ja sie erbot sich sogar — nur halb im Scherze — die Ver-

traute meiner heimlichen Unruhe zu werden, und versprach ihr Mögliches zu thun sie zu mindern, oder gänzlich zu heben.

Sie können sich meine so unangenehme als verworrene Situation denken. Ich fand tausend Gründe in mir, um von dem Briefe, dessen Inhalt durch meine Nachlässiigkeit so unverantwortlich Preis gegeben war, wenigstens für den Augenblick den Gebrauch nicht zu machen, den man allaugenblicklich zu erwarten schien.

Der Tiefsinn, der mir schon vorgeworfen war, artete allgemach in ein unleidliches Benehmen aus, weil ich auf andere Weise die guten, aber unwillkommenen Rathgeberinnen und Trösterinnen nicht ferne von mir zu halten vermochte. Kein Mensch wußte, wie er mit mir dran war, und was so mysanthropische, mir zeither ganz fremd gewesene Launen hervorgebracht haben könne.

Ich war in der Gegend umhergelaufen, um nur aller Anrede auszuweichen, und kam erst Abends im Dunkeln zurück. Mein Franz sagte, daß nach mir gefragt worden wäre.

Von wem?

Von der alten — Teufelskünstlerin.

Ich betrachtete ihn wild und ungeduldig.

Nun, die vorgestern Nacht auch hier war. Ihr Schleier blieb heute an der Thüre hängen, und da sah man wohl, weß Geistes Kind sie ist. Um's Himmelswillen, lassen Sie sich mit der nicht ein, gnädiger Herr! Denn wenn das Thier mit den rothen Augen in dem weißgesottenen Todtenkopfe nicht so ein Beest ist, was wir in Deutschland eine Hexe nennen, so giebt es gar keine Hexen mehr. Und wer mit solchen Leuten zu thun hat, dem geht auch gar bald Muth und Blut und Leib und Seele verlören.

Zum ersten Male in zwei Tagen mußte ich jetzt herzlich auflachen. Allein das nahm er vollends übel auf. Er und das ganze Haus merke schon, daß etwas Wichtiges mit mir müsse vorgegangen seyn. Er bitte mich daher,

was er nur bitten könne, diese unfehlbare Ursache meines Mißtrauens und meiner melankolischen Stimmung überhaupt, so bald sie wieder käme, fortzuweisen.

Er hatte kaum ausgeredet, als auch die Alte schon neben uns stand.

Ich winkte ihr nach meinen Zimmern. Dieses brachte den Bedienten so außer Fassung, daß er, sich ganz vergessend, ihr den Schleier vom Gesichte zog, und weinerlich sagte: So sehen Sie doch nur, gnädiger Herr!

Ich bekenne, daß mich wirklich vor der Person ein Grauen überlief. In meinem ganzen Leben war mir nichts Abschreckenderes vorgekommen, als dieses pergamentfarbige, fleischlose Gesicht und der schwarze Abgrund, aus dem ein Paar kleine rothgeschwollene Augen halb hervortraten, zumal wenn der aschgraue Mund ohne Zähne sich im Sprechen hin und her bewegte.

Franz seufzte tief, als ich sie dennoch mit auf mein Zimmer nahm.

Meine Gebieterin, sagte sie leise, wünscht, daß Sie ihr entweder durch mich den bewußten

Rosenkranz überschicken, oder ihn noch heute selbst überbringen, da sie schon in dieser Nacht Rom zu verlassen gedenkt.

Diese Nachricht, und der gleichsam in Thränen eingeweihte, widerwärtige Ton, in dem sie vorgetragen wurde, machte mich dieser Person nur noch abgeneigter. Folgen mußte ich ihr jedoch unter solchen Umständen. Denn wie wäre es mir möglich gewesen, die Dame aus Rom zu lassen, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, da dieses in meiner Macht stand.

Franzen, der mir an der Hausthüre mit unschicklicher Gutmüthigkeit den Weg vertrat, mußte ich mit Gewalt auf die Seite schieben.

Der Pfad dünkte mich heute unter der Maske noch eins so lang und unheimlich als das erste Mal. Uebrigens endete er grade wie vorgestern.

Die Dame kam freundlich zwar, aber mit tiefer Bewegung auf mich zu. Es freut mich, Sie noch einmal zu sehen! sagte sie. Ver-

muthlich das letzte Mal in meinem Leben. Des Verstorbenen Angehörige haben aus seinen Papieren Argwohn gegen mich geschöpft. Sie vermuthen mein Hierseyn und forschen nach meinem Aufenthalte. Ich darf die Freundin, die mir diese Zuflucht gewährte, durchaus nicht in mein bitteres Geschick verflechten. Noch vor Tagesanbruch werde ich daher mich zu retten versuchen.

Das ist zu viel! rief ich. Mit diesem herrlichen Leben wäre mein schuldiges allzu theuer erkauft. Der Mörder soll sogleich zum Richter eilen.

Um Gotteswillen nicht, sprach die Dame, mich, der ich schon die Thür aufhatte, mit einer Kraft zurückhaltend, die der Verzweiflung ähnlich sah. Sie zog mich an die hochauf-schlagende, schöne Brust.

Ihr Unglück wäre unfehlbar auch das meinige, sagte sie, und die hellen Blicke, der warme runde Arm, das alles erklärte vollends, was die Worte dunkel gelassen hatten. Wenig Minuten später küßte ich ihr die Thränen aus dem braunen Auge. Es war ausgemacht, daß

unser Schicksal von nun an eins und dasselbe seyn und bleiben sollte. —

Bei alledem that sie mir gegen mein Erbieten, ihr Begleiter aus Rom zu werden, die lebhaftesten Vorstellungen, die ich auch so wohlgegründet fand, daß nichts dagegen vorzubringen war.

Uebermorgen Abend, sagte sie als ich scheiden mußte, da sollen Sie den ersten Brief erhalten.

Und bis dahin leben? rief ich, die reitzende Hand krampfhaft an mein Herz pressend, leben, mit dem schrecklichen Bilde deiner Gefahren?

Das Bewußtseyn eines göttlichen Besitzes, der vielleicht nach wenig Stunden für immer verloren war, blies den Sturm in meinem Blute mächtiger an. Ich umfaßte sie mit wilder Leidenschaft und taumelte von ihr, zugleich mit Schonung und Unwillen, hinausgestoßen, der harrenden Alten in die häßlichen Arme.

Was hatte ich gethan? An eine Person mich gebunden, von der ich nichts wußte als abschreckende Abentheuerlichkeiten! Nichts? Hatte ich nicht durch ihre Augen bis in die heiligen Tiefen des schönsten Herzens geschaut, nicht in ihren Worten und Tönen die Sprache der Engel kennen gelernt? Meine Vernunft, wenn sie allein redete, wollte mich einen berauschten Knaben schelten, aber mein Bewußtseyn, zu dem sie doch ebenfalls beitrug, strafte ihre einseitige Ansicht Lügen und pflichtete meinem Herzen darin bei, daß es allen meinen geistigen und körperlichen Eigenschaften nach, unter diesen Umständen und bei dieser Person, nicht anders mit mir habe kommen können.

In dieser Stimmung fand mich Olivia's Brief, der zur versprochenen Zeit richtig eintraf.

Sie war glücklich bei ihren Verwandten in Spoleto angelangt und äußerte den Wunsch, daß ich recht bald eine Reise dahin möchte unternehmen können.

Ein Wunsch, der so sehr mit meinen Wünschen übereinstimmte, konnte nicht unbefriedigt

bleiben. Ich machte Anstalt am andern Morgen abzureisen. Im Hause stand ich zwar schon von längerer Zeit her auf dem Fuße, für ein solches Vorhaben eine Ursache angeben zu müssen. Seit den letzten Tagen aber, in denen mein Verhältniß mit dieser Familie merklich gelitten hatte, brauchte ich nicht grade um einen wahrscheinlichen Vorwand der Reise verlegen zu seyn, sondern bloß im Allgemeinen Geschäfte vorzuschützen, unbekümmert ob das Vorgeben Glauben fand oder nicht.

Julie dauerte mich herzlich. Ich sah ihre Bekümmerniß. Sie kommen doch wieder? fragte sie am andern Morgen als ich schon aus dem Hause trat. Gewiß, antwortete ich mit Innigkeit und sprang in den Wagen, um nur ihren nassen Augen baldmöglichst zu entkommen.

Ein allerliebstes Komteßchen! sagte Franz, der wie gewöhnlich den Rücksitz inne hatte. Sie hat sich, fügte er hinzu, in diesen Tagen erschrecklich abgehärmt!

Worüber? fragte ich finster.

Er schwieg und ich hatte auch keine Lust ihn zur Fortsetzung eines Gesprächs zu ermun-

tern, von dessen Anfange ich mich schon durchaus verstimmt fühlte. Ob ich gleich gar nicht anders handeln zu können glaubte, als wirklich geschah, auch der Hoffnung lebte, daß ich die Einwilligung meines Vaters in die neue Parthie so gut als in die aufgegebene erhalten würde, so konnte ich mir doch die Nachlässigkeit, seinen Brief in Juliens Hände gelassen zu haben, gar nicht verzeihen, denn unfehlbar nur diese Nachlässigkeit hatte das Mädchen in ihren Erwartungen von mir bestärkt.

Gegen Abend kam ich zu Spoleto an. Das Haus, in dem Olivia sich aufhielt, zeugte von Wohlhabenheit und Anstand. Erst durch diese erfreuliche Umgebung trat sie auf Eine Stufe des Lebens mit mir. Ihr zeitheriger Zustand hatte einer fabelhaften Verzauberung geglichen, deren nunmehr erfolgte Lösung mir sehr wünschenswerth war, wiewohl ich noch von dem halbzertrümmerten Zauberschlosse selbst und den Umständen, durch welche Olivia hineingerathen, keinen Schlüssel besaß.

Hier-

Hierüber und über ihre Person einige Auskunft zu erhalten, das mußte mir nothwendig am nächsten liegen. Daher nahm ich von dem schönen Abende Anlaß sie zu einem Spaziergange in den Garten aufzufordern, dessen Orangenbäume ihre goldenen Früchte bis dicht an die Fenster herauftrugen.

Ich war nur erst in den Vorhallen meines heutigen Himmels gewesen, wie ich unter den duftenden Alleen sogleich inne ward. Wegen der aufmerksamen Verwandten hatte Olivia's Herz oben nur in leisen, verstohlenen Tönen aus ihren Augen gesprochen, hier rauschte es ihr mit Gewalt über die köstlichen Lippen. Nicht kleinliche Worte, die ganze Seele der Geliebten dankte mir für die ungesäumte Erfüllung ihres Verlangens mich bald zu sehen, die, wie ich ihr auch sagte, von meiner Seite nichts weniger als Verdienst, sondern nur Befriedigung der eigenen, übermächtigen Sehnsucht war.

Wir sprachen manches; meist einzelne Laute der Liebe, nur den Liebenden vernehmlich. Allgemach kam die Rede auf Olivia's Schicksale, und sie erschrak, daß sie den Eigenthümer oder

wenigstens Mitbesitzer ihrer Zukunft, bis dahin einzig dem Glauben an ihre Reinheit und Güte überlassen, und ihm nicht wirklich auch schon die Geschichte ihrer Vergangenheit als Bürgin für diesen Glauben erzählt hatte.

Wir setzten uns auf den Rasensitz unter einer immergrünen Eiche, wo uns von den benachbarten Spitzen der Berge, deren untern Theil schon der Dämmerung weiche Nebel umwallten, der letzte Sonnenblick liebreich anlachte.

Merkwürdig kann ich es nennen, daß mir bei einem Gedächtnisse, welches sich sonst nicht über das Mittelmäßige erhebt, auch die geringste Kleinigkeit von Oliviens Mittheilungen im Andenken geblieben ist.

Der Anfang unserer Bekanntschaft, sagte sie, war so plötzlich und kurz, ihre Erneuerung so tragisch, und das bald darauf erfolgte süße Einverständniß von einem solchen Rausche umfangen, daß über meine Person noch wenig oder nichts zur Sprache gekommen ist, und ich kaum weiß, ob meine Abkunft dem liebsten Freunde bekannt seyn möchte.

Auf mein stilles Verneinen fuhr sie fort:

Ich stamme von dem alten Geschlecht der — conti, das bekanntlich in Mailand zu Hause ist. Mein Vater, der sich mit seinen Aeltern wegen des Mädchens erzürnt hatte, die er zur Gemahlin haben wollte, wandte sich nach Rom, dieser herrlichen Hauptstadt der Welt. Er heirathete die Geliebte, eine Römerin, und behielt, da seine Aeltern ihn deßhalb enterbten, nur noch so viel Vermögen, um bei möglichster Eingezogenheit ein bequemes Leben führen zu können, und dabei auch den Stolz seines Namens nicht ganz verläugnen zu dürfen.

Leider starb er, als ich, das einzige Kind, erst die Jahre der Jungfrau erreichen sollte und meine Mutter noch in voller Blüthe stand. Ihre Trauer gränzte an Wahnsinn. Sie glaubte seinen Aufopferungen um ihretwillen das Gelübde steter Witwenschaft schuldig zu seyn, und hat es auch, ohngeachtet vieler sehr vortheilhaften Anträge, mit der ängstlichsten Treue in Erfüllung gebracht.

Ueberhaupt war meine Mutter die trefflichste Frau, die es geben kann. Ihr ganzes

Bestreben ging auf meine Bildung und wie sie dabei jeden Wink des verstorbenen Gatten benutzen wollte. In dieser Rücksicht war sie, wenn ich so sagen darf, bis zur Schwäche pünktlich, und ein Theil meines nachherigen Mißgeschickes kann wohl mit davon herrühren. Doch ist gewiß die meiste Schuld auf meiner Seite. Mein seliger Vater hatte nämlich eine unaufhörliche Angst über das schlimme Verhältniß, worein er mit seinen Aeltern gerathen war, und hätte sein Leben drum gegeben, um mich wenigstens wieder mit seiner mailändischen Familie auszusöhnen. Ein Mittel dazu glaubte er in dem jungen Grafen Pignola zu sehen, dessen Vater mit ihm sowohl als mit seinen Aeltern in recht traulichem Vernehmen stand. Eine Verbindung zwischen mir und dem jungen Pignola schien ihm um so zweckmäßiger, da der alte Graf ihm auf solchen Fall sein Wort gegeben hatte, die gewünschte Aussöhnung vollkommen zu bewirken.

Beide, mein Vater und meine Mutter, sprachen daher von diesem Bräutigam mit mir, als, meiner Jugend wegen, noch nicht die Rede

seyn konnte, mich zu verheirathen. Ueberdieß hatte ich auch den jungen Mann, der seine Bildung auf Reisen zu vollenden suchte, gar nicht einmal gesehen. Doch lobte man ihn außerordentlich, wodurch sich unvermerkt ein Bild von ihm in meiner Seele entwickelte, so schön und reitzend, daß das Original vielleicht nur in einem Feenlande anzutreffen seyn möchte.

Inzwischen ging mein Vater aus der Welt.

Der junge Pignola kam nicht lange nachher zu Rom an. Aber wie wenig fand ich meine Erwartungen befriedigt. Seine Gestalt völlig unbedeutend, sein Geist arm und kokett zugleich. Uebrigens war er, was man im gemeinen Leben einen guten Menschen nennt, in recht vorzüglichem Grade.

Allein so sehr auch meine Mutter mich auf diese Güte hinwies und, vielleicht mit Recht, behauptete, daß ich bei ihr das Uebrige bald würde entbehren können, mein Widerwille gegen den jungen Grafen ging in eine Abneigung über, die immer heftiger wurde, je angelegener er seine Bewerbungen um meine Hand betrieb.

Seine Leidenschaft wuchs größer. Die alte

Gräfin Pignola sprach mit meiner Mutter von einer baldigen Verbindung. Meine Mutter drang in mich, aber Thränen waren ihr keine gnügende Antwort. Ein Augenblick — der übrigens meinem Bewerber nicht zu Schulden kam, verwandelte jetzt meine Abneigung in eigentlichen Abscheu. Dir, Geliebter, kann ich es nun mit Freude entdecken, es war der schöne Moment Deiner Bekanntschaft. Dein Bild haftete fest in meiner Seele. Es glückte mir auch, daß ich etwas Näheres über Deine Verhältnisse und Deinen Aufenthalt erfuhr.

Unvorsichtig genug entdeckte ich einmal der Mutter meine Neigung. Aber höchst entrüstet sprach sie von Luftschlössern, von Ideen, die sich nicht mit den Einrichtungen in der Welt vertrügen, von kindischen Regungen alberner Gefühle. Ich durfte mich dagegen nicht auslassen, weil meine Mutter, ihrer immer zunehmenden Kränklichkeit halber, äußerst reitzbar geworden war. Destomehr mochte es wohl, mir selber unbewußt, Pignola entgelten müssen, der bald nachher seinen Besuch machte. Wenigstens datirt sich von dieser Zeit eine voll-

kommene Aenderung seiner Lebensweise. Er, der sonst der stillste, ordentlichste Mensch gewesen war, verfiel auf einmal in ein wüstes, unwürdiges Leben. Aus Verzweiflung über mein Zurückweisen seiner Leidenschaft! sagten seine Verwandte, und diese und meine Mutter beschworen mich, durch Aufgeben meiner Härte ihn auf den guten Weg zurückzuführen.

Besonders stellte auch meine Mutter mir vor, wie so selten ein Plan gelinge, den Kinder gegen den Willen der Aeltern unternähmen. Sie stellte mir ihre eigene Ehe vor, die bei aller wechselseitigen Liebe doch den Keim des Unfriedens in sich getragen hatte, der mit den Jahren immer höher und giftiger emporgeschossen war.

Hatte sie meinen Bewerber rufen lassen, oder kam er zufällig, ich weiß es bis diese Stunde nicht. Das aber erinnre ich mich, daß er nach dieser Rede hereintrat und sein bleiches verstörtes Gesicht mein Mitleid vollends in Anspruch nahm, das die kranke Mutter zuvor geflissentlich aufgeregt hatte.

Mein gütigeres Benehmen gegen Pignola

machte sie in der That zusehends gesünder, so daß sie am andern Tage außer dem Bette bleiben konnte.

Kind, sagte sie, ich glaube fast, daß mein Wiederaufkommen in Deiner Macht steht. Dein gestriges Betragen ist gar heilsam für mich gewesen.

Man muß die herrliche Frau haben leiden sehen, um mein Uebermaß des Glückes bei diesen Worten zu empfinden. Ich kniete vor ihrem Lehnstuhle nieder, und wäre im Stande gewesen, alle irdische und himmlische Ruhe aufzugeben, um nur sie beim Leben zu erhalten.

Sprich ganz aufrichtig mit mir, sagte sie endlich. Keine Täuschung. Hat mein Rath Frucht getragen in Deinem Herzen? Soll Pignola Deine Hand erhalten?

Er soll sie erhalten, ja! rief ich.

Merke wohl auf, Olivia. Kein Zwang ist es, der Dich auffordert.

Nein, nein, mein freier Wille.

So sei mir gesegnet, fromme Tochter, welche die Wünsche der Aeltern höher achtet als die Grillen ihres schwankenden Herzens; die

mir gleichsam das Versprechen mit in die Gruft giebt, das Band wieder anzuknüpfen, was meine und meines Gatten Liebe so leichtsinnig zerrissen hat! — Jetzt ist mir wohl, Olivia, mit Deiner Zusage werde ich dem verewigten Gemahl entgegengehen.

Nur so bald noch nicht! rief ich, ihre Hand ängstlich an mein Herz ziehend und mit den Lippen auf das Gesicht sinkend, das bei den letzten Worten schon gleichsam vom Glanze der Verklärung überstrahlt wurde.

Warum nicht jetzt? antwortete sie, jetzt wo ich im vollen Genusse der Liebe und des Gehorsams meines einzigen Kindes scheiden kann? — Nein, nicht scheiden, gute Olivia. Nur mein Sterbliches wird Dir entzogen werden. Ich selbst, diese Ueberzeugung beseliget mich, ich werde Dir nahe bleiben, und wo möglich, Deine künftigen Entschlüsse zu leiten suchen.

O Mutter, rief ich, vor ihr auf die Kniee sinkend, darum, ja darum flehe ich Sie. Bleiben Sie auf immer mein Schutzgeist, wie Sie es von jeher gewesen sind.

In demselben Momente erschien Pignola.

Sie kommen zur rechten Zeit! sagte sie schon ganz schwach. Dabei ergriff sie meine Hand und legte sie in die seinige.

Jetzt erwachte ich aus der Betäubung. Mein Arm zuckte zurück von dem schauerlichen Vorgefühle der Folgen dieses entscheidenden Aktes. Pignola schien mein Widerstreben gewahr zu werden und hielt die Hand so fest, daß mir meine Zukunft im Bilde erschien und die Brust davor fast zerspringen wollte. Dennoch suchte ich, der geliebten Mutter wegen, meine Mienen wenigstens, im Gleichgewicht zu erhalten. O es war ein Zustand, dessen Entsetzen nur durch den kurz darauf erfolgten Hintritt der Mutter übertroffen wurde.

Pignola mischte sich nun in die nothwendig zu treffenden Anstalten. Ich konnte es ihm um so weniger wehren, da mein Vormund, der Herr dieses Hauses, noch nicht in Rom zugegen war. Dazu nannte er mich vor allen Menschen seine Braut, und sprach schon von unsrer Abreise nach Mailand. Nein, so etwas muß man

erlebt haben, um die Fülle meines Jammers und meiner Verzweiflung zu begreifen!

Am dritten Tage kam mein Onkel und Vormund in Rom an. Kaum war der Leichnam meiner Mutter bestattet, so eilte ich ohne Abschied von dem verhaßten Bräutigam hierher. Obschon aber dadurch sowohl, als überhaupt durch mein Benehmen, meine Gesinnung gegen ihn am Tage lag, so verfolgte er mich doch auch bald bis hierher, und selbst meine tiefe Trauer hielt ihn nicht ab, von der künftigen Hochzeit zu sprechen und mich zu ihrer Beschleunigung anzutreiben. Weder mein Zorn noch mein Flehen brachte ihn auf andere Gedanken. Seine Sinne vollkommen entbrannt, schienen nicht auf Anstand oder irgend etwas länger Rücksicht nehmen zu wollen.

Nicht einmal mehr vor seinen Beleidigungen sicher, verschwand ich einmal bei Nacht und ließ eine schriftliche Entschuldigung an den Onkel zurück, die von Thränen fast ausgelöscht war. Dem verhaßten Bräutigam schrieb ich die Worte: Heilige Mauern werden mir Schutz

vor Ihren Nachstellungen gewähren. Wir sehen uns nie wieder.

Es war mein fester Vorsatz in ein Kloster nach Rom zu gehen. Auch schien der Himmel meine Schritte stärken zu wollen, denn mit dem anbrechenden Morgen hatte ich so viel Weg zurückgelegt, daß ich mich völlig in Sicherheit glaubte. In welches Kloster aber? Eine Freundin, die selbst Schwestern in zwei verschiedenen Klöstern hatte, sollte meine Rathgeberin werden. Mein erster Weg in Rom war zu ihr. Aber wenig Trost. Sie schilderte mir die Klöster, welche sie kannte, ganz anders, als ich sie mir gedacht hatte, vertröstete mich jedoch auf die Zeit, wo eins derselben sich gänzlich umwandeln müsse, weil die künftige Aebtissin eine vortreffliche Person sei. Bis zu ihrer bald bevorstehenden Wahl wurde jedoch niemand in diesem Kloster aufgenommen.

Wohin nun indessen? Meine Freundin durfte sich am wenigsten mit meinem Unterkommen befassen, da ein großer Theil ihres Vermögens von ihren nahen Verwandten, den Pignola's abhängig, auch überhaupt der Haß

dieser rachgierigen Familie sehr zu fürchten ist. Grade aber auf die Unwahrscheinlichkeit, daß ich bei ihr Zuflucht suchen würde, konnte hier meine Sicherheit gebaut werden. Die edle Freundin selbst äußerte dieß gegen mich, und ließ nicht nach, bis ich in ihr Erbieten, mir einen Aufenthalt zu verschaffen, gewilligt hatte. In ihren eignen Zimmern wollte sie mich verbergen. Allein bei aller Zuverlässigkeit ihrer Dienstleute, die sie mir anrühmte, durfte ich das nicht annehmen, weil ein einziger geschwätziger Mund ihr lebenslangen Jammer hätte zuziehen können.

Auf ein seiner Baufälligkeit halber schon lange unbenutzt liegendes Hinterhaus aber, war mein Absehen gerichtet, da die alte Aufseherin darüber von jeher für ein Muster der Treue gegolten und überdieß, wegen eines in frühern Jahren unvorsichtig ausgestoßenen Wortes, das Gelübde gethan hatte, durchaus von nichts, als dem zu ihrem Dienste oder Leben Nothwendigen zu sprechen; ein Gelübde, worauf sie so strenge hielt, daß viele Leute bei dieser Seltsamkeit, die durch ihr leichenfahles Gesicht noch

mehr herausgehoben wurde, sich eines Grauens vor der bejahrten, auf den Füßen aber noch ziemlich rüstigen Person gar nicht erwehren konnten.

Das Räthsel meines letzten Aufenthaltes in Rom wäre Dir hiermit gelöst. Das übrige soll sich Dir ebenfalls aufhellen.

Pignola hatte, wie ich seitdem erfahren, dem Vormunde und dessen Familie wegen meines Entweichens gewaltig zugesetzt. Er glaubte es sei mit ihrem Vorwissen geschehen, und entblödete sich nicht, so unsinnige als boshafte Drohungen gegen sie und mich auszustoßen. Bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft würde es ihm nicht schwer, alle Klöster in der Gegend nach mir durchsuchen zu lassen. Denn selbst den heiligen Mauern drohte er mich wieder zu entreißen.

Da ich nirgends gefunden worden, war er nach Rom gegangen, vermuthlich ebenfalls um mir nachzuspüren.

Nur mein Vorhaben, die Gruft der Mutter zu besuchen, verrieth mich ihm. Des Versprechens der Seligen eingedenk, immer um

mich seyn zu wollen, war ich schon oftmals niedergesunken sie beschwörend, mir ein Zeichen zu geben, ob mein Entschluß in ein Kloster zu gehen, dem Himmel nicht wohlgefälliger seyn müsse, als die mir so herzinnig verhaßte Vermählung. Vergebens; der ersehnte Aufschluß unterblieb. Da gerieth ich endlich auf den Gedanken, bei einbrechender Nacht an ihr und meines Vaters vereintes Grabgewölbe in der Kirche della ** zu gehen, weil ich hier mein heißes Verlangen eher erfüllt zu sehen hoffte. Der Aufseher war durch die Alte vorbereitet. Aber ob Pignola schon früher diesen Besuch, bei meiner Liebe zur Mutter, vorausgesetzt und den Kirchenaufseher bestochen, oder ob der bloße Zufall ihn mir in den Weg geführt hatte, genug, nicht weit von der Kirche selbst steht Pignola plötzlich dicht vor mir. Der Schrecken fesselt mich einen Augenblick, auch kann es wohl seyn, daß mir ein verrätherischer Laut entschlüpft ist. Kurz, obschon wohl maskirt, bin ich ihm verdächtig. Er spricht meinen Namen aus und geht mir nach. Wohin weiß ich nicht. Der offne Eingang zu den Farnesi-

schen Gärten bietet sich dar. Vielleicht hier irgendwo ein Verbergen. Aber nur zu bald ereilt er mich. Entsetzliche Vorwürfe von seiner Seite. Er will meine heimliche Zuflucht wissen. Auf mein hartnäckiges Schweigen sagt er, daß er schon dahinter kommen wolle, und fügt mit der frechsten Wildheit hinzu: Niemand solle mich wieder ihm von der Seite reißen. Ich müsse sein werden, lebend oder todt. Dazu zeigt er auf Waffen, mit denen er reichlich versehen war, die mir es auch wahrscheinlich machen, daß ein Verrath Statt gefunden hatte.

Nur mit halbem Bewußtseyn schwanke ich sprachlos neben ihm her. Sein Fall mit dem einen Fuße in einen tiefen Graben giebt jetzt meinem einzigen Gedanken, dem Versuche zur Flucht, neue Stärke. Lebendig oder todt! ruft er, sich wieder aufraffend und seine Pistolenkugel fährt dicht bei meinem Ohre vorbei in einen Baumstamm.

Welche Wendung die Sache nun nahm, ist Dir bekannt. Auch kannst Du Dir meine verworrenen Gefühle bei der That, die mich

von ihm befreite, zu erklären. Noch bleibt mir aber die Erwähnung des Argwohns übrig, als ob Pignola's Verwandte böse Absichten gegen mich gefaßt hätten. Er kommt aus sehr wahrhaftiger Quelle. Am Tage vor meiner nächtlichen Abreise schrieb nämlich meine gütige Wirthin mir aufs ängstlichste die Nachricht, daß Pignola's Mutter bei ihr gewesen und aufs Begierigste zu wissen verlangt habe, wo ich mich aufhalte, auch daß sie, als meine Freundin Unwissenheit vorgegeben, mit vielem Kaltsinne von ihr geschieden sei. Zwar scheine man meine eigentliche Zuflucht noch nicht entdeckt zu haben, aber aus des Grafen nachgelassenen Papieren so viel gewiß zu vermuthen, daß ich nach Rom geflüchtet sei. Auch hätte man meinen letzten Zettel an Pignola gefunden, welcher dessen Verwandte auf den unseligen Argwohn gebracht, daß ich die Anstifterin seines Todes gewesen. Meine Freundin fügte hinzu, daß sie nach allen Reden der entrüsteten Dame besorgen müsse, man werde keine Mühe scheuen mich aufzuspüren. Vermuthlich nicht, mich vor Gericht zu ziehen, denn dazu

fehle es an Beweisen, sondern bloß um Pignola's Tod durch einen gedungenen Bravo blutig an mir rächen zu lassen.

Ich konnte kein Mißtrauen in meine Freundin setzen, und es wäre heillos gewesen, meine Beschützerin in das Unglück mit hinabzureißen. Daher entschloß ich mich zur schleunigen Entfernung.

Meine Frage, ob Olivien hier von Nachstellungen etwas vorgekommen sei, beantwortete sie zwar mit keinem bestimmten ja, doch äußerte sie, daß ein Mann in rothem Mantel gestern Abend nach dem Fenster heraufschielend ums Haus geschlichen sei, dem sie wenig Gutes zugetraut habe.

Heute sollte er an mir seinen Mann finden, sagte ich, und plötzlich antwortete eine rauhe Stimme: das laßt uns sehen. Ein nerviger, gedrungener Kerl trat dazu mit gezogenem Dolche aus dem Gebüsch hervor. Er schien auf unser Erschrecken gerechnet zu haben, auch

war Olivia wirklich ohne Bewußtseyn zurückgesunken.

Seid klug und laßt mich mein Stück Arbeit ungehindert verrichten! sagte der freche Bravo sich Olivien nähernd.

Schurke! rief ich, das für dein schamloses Verlangen.

Er wich meinem Messerstiche aus und sagte mit einer empörenden Kälte: Geht, Herr. Ich habe Gewissen, und verlange kein überflüssiges Blut. Ihr könnt dieser nicht Beistand leisten. Denn im Ernste werdet ihr euch wohl schwerlich mit einem vom Handwerke messen wollen?

Auf diese Rede warf ich mich über den mir weit überlegenen Kerl her. Ich hatte bald zwei Stiche, aber ich ließ nicht ab, brachte ihn auch endlich in der That zu Boden. Ein glücklicher Zufall und die Verzweiflung hatten mich seiner Meister werden lassen.

Kein Laut von Seiten des Banditen. Er war entweder todt oder in der tiefsten Ohnmacht.

Mit dem schönen Gefühle mein einziges Glück im Kampfe gerettet zu haben, trug ich

die noch nicht wieder ins Leben zurückgekehrte Olivia dem Hause zu. Zugleich rief ich nach Leuten, den Todten oder schwer Verwundeten in Empfang zu nehmen und der Obrigkeit den Vorfall anzuzeigen.

Als Olivia zu sich kam, zog sie mich heftig an ihr Herz. Ihre Freude war zu gebieterisch, als daß die Gegenwart der umstehenden Verwandten sie hätte unterdrücken, oder auch nur beschränken können. Indessen kamen die Leute mit der Nachricht zurück, daß sie keine Spur von dem Banditen gefunden hätten. Er müsse entweder geflohen oder von Spießgesellen weggebracht worden seyn. Beides war mir unbegreiflich, denn wenn er Kameraden bei der Hand gehabt hätte, so wären diese bei meinem nicht sogleich beendigten Kampfe mit ihm unfehlbar zu seiner Hülfe herbeigeeilt und zum Davongehen glaubte ich ihn zu gut getroffen.

Gleichwohl mußte mich dieser Glaube getäuscht haben. Das machte Olivien und mir große Sorge. Der Kerl hatte vermuthlich unser ganzes Gespräch mit angehört und wir erinnerten uns, daß bei den Reden, die ich

zwischen Olivia's Erzählung geworfen, des Grafen Todesfall durch mich, erwähnt worden war. Die Sache konnte sogar noch vor Gericht gezogen werden und mir hauptsächlich die lange Verheimlichung ein gar böses Spiel machen.

Meine von mir ganz vergessenen Wunden, welche Olivien jetzt das hervorquellende Blut entdeckte, stürzten meine Braut in neue nicht minder peinliche Unruhe. Doch gab der Arzt gar bald den Trost, daß beide Verletzungen nur seitwärts in's Fleisch gegangen und von keinem Belange wären.

Ueber den Banditen erhielt man am folgenden Tage nähere Auskunft. Er war nämlich bis in einen mit Strauchwerk überwachsenen Graben gekrochen, wo er am Morgen gefunden und von der Obrigkeit aufgehoben wurde. Sein Tod verursachte viel Freude in der Gegend, weil man in ihm einen der gefährlichsten Meuchelmörder erkannte, auf dessen Kopf schon vor mehrern Jahren ein hoher Preis vergebens gesetzt worden war.

Nebst andern angesehenen Personen wurde auch wirklich Pignola's Mutter durch seine Brief-

tasche kompromittirt. Sie war des Frevels Anstifterin und konnte der gerichtlichen Nachfrage ohnmöglich entgehen. Wenn schon ihre gewichtigen Konnexionen die förmliche Untersuchung abwendeten, so durfte sie doch nicht ohne große Gefahr künftige Anschläge gegen Olivia's Leben fassen, daher denn der Vorfall, der erst auf so finstere Folgen hinwies, in der That die erfreulichsten für uns hatte.

Deßohngeachtet war wohl eine baldige Heirath und Abreise das Rathsamste. Nur mußte mein Vater um so mehr davon im Voraus unterrichtet werden, weil ich wegen meines frühern von ihm gebilligten, nunmehr aber zurückgethanen Schrittes seiner Verzeihung zuvor bedurfte. Daß er mir sie vorenthalten würde, schien mir nicht glaublich, da er Julien so wenig als Olivien kannte, und es ihm, wenn ich mich nicht ganz irrte, um weiter nichts, als um meine Rückkehr und eine junge, gesunde Schwiegertochter zu thun war. Nur ein Vergessen der hergebrachten Form würde er, auf alte löbliche Sitten haltend, nicht ungeahndet gelassen, und es mir zum Beispiel niemals ver-

gessen haben, wenn ich mit der Heirath hätte anfangen und ihn erst hinterher davon unterrichten wollen.

Ich that daher sogleich den ersten zu meinem Vorhaben nöthigen Schritt, indem ich an ihn schrieb. Ich nahm mir die Mühe, die Ereignisse alle in einer umständlichen Erzählung so mitzutheilen, wie sie aus einander gefolgt waren, weil ich ihn auf diese Weise am leichtesten den unvermeidlichen Stufengang meiner Liebe gleichsam mit hinanzuführen hoffte. In meinem Leben habe ich keinen Brief abgeschickt, mit dem ich zufriedener gewesen wäre.

Nach einer vom Glück überströmten Woche kehrte ich endlich nach Rom zurück. Obschon die Umstände meinen Unmuth gänzlich gehoben und mich fröhlicher als jemals gemacht hatten, so erfuhr ich doch hier eine viel kaltsinnigere Behandlung als sonst. Die gute Julie allein war in ihrer Gesinnung unverändert geblieben, und kam mir, wie immer, überall mit herzlicher

Zuneigung entgegen. Sie schien zu errathen, was in mir vorgegangen war, und mit heiterm Anstande das tragen zu wollen, was ein unfreundliches Geschick ihrem schönen Herzen auferlegte.

Nur ihr Wunsch hielt mich länger in diesem Landhause, wo mir fast alle Spur meiner vormaligen harmlosen Genüsse durch den gestörten, in leere Ceremonie ausgearteten Ton der Uebrigen ausgelöscht worden war.

Schon hatte ich Lust ihr mein ganzes Vertrauen zu schenken, weil die Lage der Dinge ihre vormaligen Gefühle gegen mich in das Verlangen nur von meinem Herzenszustande irgend etwas Gewisses zu erfahren, verwandelt zu haben schien, als meines Vaters Antwort anlangte, die dieß, bei meinen festen Vorsätzen, nicht möglich machte, wenigstens nicht, ohne Julien auf das empfindlichste zu betrüben.

So viel ich nämlich auch auf die überzeugende Darstellung meines Briefes an ihn gerechnet hatte, so wenig war damit ausgerichtet worden. Mein Vater zeigte großes Erstaunen

über die Abänderung meines Vorhabens um Julien anzuhalten.

Von der Ueberlegung, sagte er, die meinen Jahren zukäme, hätte er durchaus keinen so raschen Sprung erwartet. Er hätte geglaubt, der frühere Entschluß beruhe auf einem reiflich erwogenen Lebensplane, nun aber müsse er leider sehen, daß ich im Stande sei meine ganze Zukunft dem ersten besten, blendenden Augenblicke aufzuopfern. Der Enthusiasmus, mit dem ich Olivien lobe, beweise ihm unter solchen Umständen nichts weiter, als daß mein fünf und zwanzigjähriger Kopf noch unter dem Drucke eines leichtsinnigen Herzens stehe. Kurz, so schloß er, er würde weit lieber sehen, daß diese durch Abentheuer herbeigeführte Leidenschaft für eine Ausländerin aufhöre und dafür die Neigung zu Julien wieder fortgesetzt werde, die wenigstens den Anschein einer bessern Besonnenheit gehabt hätte.

Der Brief vernichtete mich ganz. Ich sah das Alter und dessen Ansichten darin so unverkennbar, daß ich an einer Widerlegung seines Inhalts verzweifelte. Eine Leidenschaft auf-

hören lassen, eine Neigung fortsetzen! Was war darauf zu sagen, da das Eis der Jahre die Begriffe von der Kraft der Leidenschaft und dem Eigensinne der Neigung meinem Vater genommen zu haben schien. Hier war nichts zu thun, meinte ich, als sich bescheiden zu erklären, daß die neuen Verhältnisse zu weit gediehen und die frühern nicht mehr zu berücksichtigen wären. Nur Olivia, keine als sie, könne jemals die Meinige werden. Sobald sein Segen zu dieser Verbindung einlange, solle auch der priesterliche und darauf die Rückkehr ohne Verzug erfolgen. Das letztere Versprechen, bildete ich mir ein, werde bei meinem Vater gewiß alle das Bittere aufwiegen, was das Beharren auf meinem Willen für ihn haben konnte.

Olivia, mit der ich, wie sich versteht, eine starke Korrespondenz regelmäßig unterhielt, erfuhr so wenig als Julie von dem Inhalte dieses Schreibens, wie sehr sie auch den jetzt so

düstern Ton meiner Briefe beklagte, und die Ursache zu erfahren trachtete.

Ihr Umgang würde dazu gehört haben, mir die Zeit, welche bis zu meines Vaters Antwort verstreichen mußte, erträglich zu machen. Dennoch ließ ich mich hierdurch nicht zur Reise nach Spoleto verleiten, weil mein Mißmuth über die väterliche Sonderbarkeit in Briefen immer noch eher zu umschleiern war, als im steten Beisammenseyn, und ich Olivien, die alles Recht hatte, über meine veränderte Stimmung Aufschluß zu verlangen, weder durch eine Unwahrheit hintergehen, noch durch die Wahrheit betrüben mochte.

Endlich kam der Brief an. In zwei Zeilen enthielt er die abgedrungene Genehmigung, jedoch unter der Bedingung baldigster Rückkehr, weil, setzte mein Vater hinzu, seine Güter bei längerm zwecklosen Herumschlendern ihres Erben unstreitig sehr zurückkommen und die Unterthanen der Willkühr gieriger Verwalter unterliegen müßten, da ihm die Kraft abgehe, sie wie vormals zu bereisen und ein wachsames Auge überall mitzubringen.

Ich vergaß den Unmuth, der unter diesen Zeilen lauschte. Guter Vater, dachte ich, ein Blick auf Olivien und du wirst meine Neigung williger als in diesem Briefe gutheißen. Ihre Person und ihre Eigenschaften werden dich überzeugen, daß es mir unmöglich gewesen wäre, ihre Hand aufzugeben!

Um nach der Trauung mit Olivien die Rückkehr ohne Verzug antreten zu können, traf ich im Voraus alle hierzu nöthige Maßregeln. Ich brachte meine Angelegenheiten in der Stadt in Ordnung, und ließ schon vorläufig die Kunstsachen und andre zum Mitnehmen eingekaufte Dinge packen und bereit legen.

Das schöne Vorgefühl künftig stets um Olivien zu seyn, träufte Balsam in den Schmerz bei dem Gedanken der Entfernung aus diesem heitern Götterlande.

Nur Julie beunruhigte mich. Meine Reiseanstalten bewegten sie tief. Das gute, an mir seit so langer Zeit innig theilnehmeude Wesen hatte die häufigen Briefe, deren Inhalt ihr nicht fremd bleiben konnte, hin und her laufen sehen, ohne ihren Unwillen darüber auch

nur durch eine Miene zu äußern. Die Trennung aber, die ihr nun bevorstand, konnte sie nicht ohne zahllose Thränen verschmerzen.

Julie, sagte ich, sie zu trösten, wir sehen uns ja wieder, wir müssen uns ja wiedersehen. Ihr Leben in Italien wird auch am längsten gedauert haben und das Vaterland uns wieder vereinigen. Gern entschließe ich mich dort meistens auf dem Gute zuzubringen, das Ihrem künftigen Aufenthalte am nächsten liegt, auch wohl den Winter der Residenz Ihres Hofes zu widmen. Gewiß, Julie, wir werden noch recht glücklich mit einander leben.

Alles dieses aber stillte die Weinende nicht.

Der Brief von Olivien blieb dießmal ungewöhnlich lange aus. Schon war ich im Begriff ihn nicht erst zu erwarten, sondern sogleich zu ihr zu reisen und ihr die väterliche Einwilligung mit Uebergehung der Art, wie sie erfolgt war, in Person zu bringen. Schon hatte mein Franz die Pferde vorgeführt, als der Brief doch noch ankam und also lautete:

Leben Sie wohl, Guido. Ich kann die Ihrige weder seyn, noch jemals werden. Forschen Sie nicht nach der Ursache, nicht nach meinem Aufenthalte. Alles ist vergebens.

Olivia.

Zugleich war ein Brief von ihrem Vormunde gekommen, der alle Spuren der äußersten Unruhe trug. Olivia war abermals verschwunden und ich ward ängstlich ersucht ihm Auskunft darüber zu geben, weil ich doch unfehlbar davon wissen müsse.

Gott, was ist Ihnen? rief Julie, als ich auf mein Reitpferd schwankend, mich nur mit Mühe darauf erhalten konnte.

Nichts ist mir, weiß ich doch kaum, ob ich selber noch bin! rief ich laut auflachend und flog mit dem Pferde wie rasend von dannen.

In Spoleto hatten alle Mitleid mit mir; ich war ganz zum Kinde geworden. Doch raffte ich mich bald ein wenig auf, um Nachforschungen anzustellen, die indessen, wie Olivia vorausgesagt hatte, ohne Erfolg blieben.

Keine Seele errieth die Ursache von ihrem plötzlichen Verschwinden.

Ein wahrer Menschenfeind kam ich in Juliens Nähe zurück — Selbst in diesen Tagen that sie alles, mich mit der Welt auszusöhnen. Ihr Verlangen etwas Bestimmtes von der Veranlassung zu meinem innern Unglück zu wissen, konnte nicht länger zurückgewiesen werden. Ich entdeckte ihr das Hauptsächlichste. Dagegen erfuhr ich von ihrer Dankbarkeit für dieses Zutrauen alles. Selbst, daß sie jenen ersten Einwilligungsbrief meines Vaters wirklich gelesen hatte, verschwieg sie mir nicht.

Offen vor mir lag das liebende, zarte Gemüth, das ich verscherzt, um einer Andern willen verscherzt hatte, deren Charakter mir jetzt in manchem Momente zweideutig vorkam.

Gleichwohl hatte meine Rückkehr zu Julien große Schwierigkeiten. Meine Neigung ging noch immer mit Ungestüm zu der Andern hinüber, die es wirklich ihrem Herzen hatte abgewinnen können, mir einen so kurzen Absagebrief zu schreiben. Sollte ich Julien eine

Hand versprechen, die unwillkührlich nach der Verschwundenen in die leere Luft hinauslangte?

Auf der andern Seite stürmte mein Vater in Briefen auf mich ein. Er berief sich darauf seine Einwilligung nur bedingungsweise gegeben zu haben, und drohte sie ganz zurückzunehmen, wenn ich länger im Auslande verweilen wollte. Ihm den Zusammenhang der Sache mitzutheilen, dazu fehlte mir der Muth. Es war natürlich, daß er, der Olivien nie gesehen, der den Zauber ihres Geistes und Körpers nie vor sich gehabt hatte, mich eines gränzenlosen Leichtsinnes bezüchtigen mußte, wenn ich ihm sagte, wie dieselbe Person, um derentwillen ich die Hand der ihm zuvor so angerühmten Julie aufgegeben, nun auf Einmal mit mir umgegangen war.

Was zu thun? Ich hatte schon zu viel und überall vergebens einer Spur von Olivien nachgeforscht um noch Hoffnung zu haben sie aufzufinden. Und wenn ich sie fand, womit wollte sie jene abscheulichen Zeilen entschuldigen?

Nur

Nur Eine Entschuldigung blieb mir denkbar, nämlich, daß irgend ein Zwang der Beweggrund seyn könne. War aber dieß der Fall, so mußte ich besorgen, daß sie damit zwar von dem blutgierigen Menschen, die ihr schon nach dem Leben getrachtet, das letztere eingelöst, doch nur darum eingelöst hatte, um es in einem tiefen, unzugänglichen Kerker vergraben zu sehen.

In dem tollen Wahne mir selbst entfliehn zu können, suchte ich jetzt in der umliegenden Gegend Zerstreuung und blieb oft ganze Nächte im Freien. Der Himmel war zu mild. Nordische Stürme würden mir willkommener gewesen seyn.

Hauptsächlich begab ich mich gern auf hohe Berge. Indem ich die weite Gegend übersah, glaubte mein Auge zwar bewußtlos, aber doch gewiß auch auf Oliviens Wohnung sich zu senken und auszuruhen. Als ich eben wieder gegen Untergang der Sonne eine ziemliche Anhöhe erstiegen hatte, zog ein Ungewitter näher und näher. Der Regen trieb mich unter einige Bäume. Nie habe ich dem Donner mit so

Hand versprechen, die unwillk

Verschwundenen in die leere

Auf der andern Seit

in Briefen auf mich e

auf seine Einwilligu e.

geben zu haben, die

nehmen, wenn ker,

len wollte. war jedoch noch

mitzuthei itters wieder gelöscht.

war n irthshause unten, wo ich übernach-

der te, sprach man viel von diesem Brande und

v der thätigen Hülfe, die man dem Kloster ge-
leistet hatte. Auch bedauerte man unter andern eine dabei umgekommene Person, eine Novize, die nach der Aebtissin Versicherung die Ablegung des Gelübdes gar nicht habe erwarten können. Alle wollten so etwas Schönes lange nicht gesehen haben.

Unfehlbar war es weit mehr meine Ueberzeugung, daß so vieles Rühmen von Schönheit niemand außer Oliven verdiene, als eine eigentliche Ahndung, was mich zu der Vermuthung brachte, sie möge doch wohl selbst diese Novize seyn. Meine Vermuthung ward immer

...r, so daß ich auch am andern Morgen ...ine Gärtnerin aufsuchte, die mit im ...ewesen war und von ihrem Auf- ...hatte, den folgenden Tag Blu- ...inaufzubringen, womit die ...Ausstellung in der Kirche

...machte große Schwierigkeiten, als ...e ersuchte, mich, als ihr Mädchen verklei- det, mitzunehmen. Auf ein gutes Versprechen zeigte sie sich indessen ungleich williger. Nur, meinte sie, daß ich den Abend, wo sie noch- mals Blumen hinaufzutragen habe, dazu ab- warten müsse. Dann, fügte sie hinzu, sei auch zugleich die feierliche Beerdigung zu sehen.

Unter solchen Umständen mußte ich mir die Folter jeder ewigen Minute dieses unglücklichen Tages gefallen lassen.

Am Abend ging ich als Gärtnermädchen mit zum Kloster hinauf.

Eine neue qualvolle Ewigkeit, während die

Blumen zusammengebunden wurden, da die Kirche, worinnen die Erblaßte lag, bis zu der Feierlichkeit verschlossen blieb.

Endlich rückten, erst die Aebtissin, dann die übrigen Nonnen, je zwei und zwei, mit brennenden Kerzen aus dem Klosterthore hervor. Die bleichen, weißgekleideten Gestalten glichen selbst Abgesandten des Todes, gekommen um einen Raub für ihn in Empfang zu nehmen. Ihre Gesänge, dumpf, wie Töne der Unterwelt, drangen tief in mein innerstes Mark. Ein Paar heftig weinende Novizen, welche den Zug beschlossen, trugen die Guirlanden, mit denen die Erblichene in's Grab gesenkt werden sollte. Als der Zug in die Kirche gelangt war, und, während die Novizen die welkgewordenen Blumen ihrer verblichenen Schwester mit den frischen vertauschten, der Chor einen Halbkreis um den Sarg bildete, fand ich, daß der Platz, den man mir angewiesen hatte, mich seiner Entfernung und Tiefe halber, um die Hauptsache, die Entseelte zu sehen, brachte. Daher eilte ich, ohne meiner Begleiterin Aengstlichkeit

zu achten, bis in die Mitte der Kirche dicht hinter die Nonnen.

Sie ist es! Mit diesen lauten, männlich ausgesprochenen Worten drang ich bis dicht an den Sarg hinan.

Welche Gottlosigkeit! rief die Aebtissin. Die Nonnen schauderten. Die heilige Handlung war gestört.

Ich stand ein Marmor, ohne Furcht und ohne Muth, das starre Auge auf den Sarg geheftet, dessen Deckel die Aebtissin vor allen Dingen zu schließen befahl.

In demselben Augenblicke aber, als man damit theils, und theils mit meiner Entfernung beschäftiget war, zeigte sich eine Regung der Entseelten. Und auf meinen Ausruf: Sie lebt, ihr heiligen Mächte! richtet sie sich wie durch einen elektrischen Schlag aus dem Sarge empor.

Nun war keine Kraft der Welt vermögend mich lebendig von der Stelle zu bringen. Mein Herz brannte hoch auf. Die Hoffnung leuchtete meiner Sehnsucht vor. Olivia! rief ich, und die herrlichen Augen traten in's Leben, die

schönen Arme breiteten sich nach mir aus, nach mir!

Mit dem Wunder, die Todte wieder erwachen zu sehen, war das allgemeine Erstaunen zu sehr beschäftigt, als daß an mich weiter hätte gedacht werden können. Alles suchte der Erwachten Erleichterung zu verschaffen und hülfreiche Hand zu leisten. Es kamen Betten, aber Olivia bedurfte deren nicht einmal, so sehr hatte sie sich schon von dem Scheintodte erholt.

Die Umgebungen erst schienen ihr zu verrathen, was vorgegangen war. Guido, sagte sie, Ihre Stimme hat mich in's Leben gerufen. Ich fühle tief, wie weh ich Ihnen gethan habe, und bin durch mein Gewissen zur Entdeckung der Ursachen aufgefordert. Morgen Vormittag.

Sie wendete deßhalb ein Paar Worte an die Aebtissin. Aechte Religiosität ruht allezeit auf einem fühlenden Herzen. Die heilige Frau beurtheilte, seit ihr mein Verhältniß zu Olivien klar wurde, den Frevel, mich verkleidet unter den Chor gedrängt und die ehrwürdige Stimmung durch meinen Ausruf unterbrochen zu

haben, weit milder als zuvor. Sie gestand mir für den andern Tag ein Gespräch mit der Novize zu, deren Wiederkehr in's Leben ihr Freudenthränen hervorlockte.

Ein beruhigender Blick Oliviens erfrischte mein abgemattetes Herz. Er berauschte mich noch auf dem Rückwege. Ich schloß die alte Gärtnerin, die mir meine Unvorsichtigkeit vorrückte, lautlachend in die Arme. Die ganze Nacht verlebte ich in göttlicher Trunkenheit.

Die Aebtissin empfing mich am andern Morgen im Sprachzimmer. Dann erschien Olivia. Ein Strom von Liebe floß aus ihren Augen. Du bist blaß und krank geworden! rief sie. Meine Schuld! Aber ich will auch vergelten! Ein neues Leben beginnt, indem ich Dir angehöre, nur Dir.

Die Aebtissin, aus Diskretion zurückgetreten, eilte auf diese lauten Aeußerungen der Leidenschaft herbei, um ihrer Pflicht gemäß die Vorschriften des Hauses in Erinnerung zu bringen.

Verzeihung, heilige Frau! rief Olivia. Mein junges Leben ist zu einem Bewußtseyn erwacht, zu dem es die ganze Zeit meines Hierseyns nicht gekommen war. Er hat mich aus des Todes Armen selbst zurückgeholt. Meine Zukunft gehört sein. Beklagen Sie Ihre dankbare Tochter, daß sie in die Bande der Welt aufs neue verflochten wird, aber entziehen Sie ihr Ihren Segen nicht.

Die Aebtissin theilte unsre Rührung. Zu mir sagte Olivia: Die fromme Frau ist Zeugin meiner Zusage an Dich. Da diese einmal erfolgt ist, so kann die Entdeckung der Ursache meines Dir gewiß unbegreiflich gewesenen Schrittes bis zu dem veränderten Aufenthalte verschoben werden. Benachrichtige nun schleunigst meinen Vormund von allem, daß er Anstalten treffe, mich abzuholen, weil ich mir und Dir schuldig bin das Kloster mit Anstand zu verlassen.

Ich billigte das und kehrte am vierten Tage mit dem Onkel zurück.

Die Verlegenheit, womit sie dem Manne alle Entschuldigungsgründe, auf die er doch

ebenfalls ein großes Recht hatte, während unsrer gemeinschaftlichen Rückreise verschwieg und nur im Allgemeinen um Verzeihung bat und sagte, besondere Umstände hätten sie zu der Flucht bewogen, schienen ihn zu verstimmen. Ich selber wußte nicht recht was ich denken sollte, und das tiefe Gefühl in ihrem großen, leuchtenden Auge gehörte dazu, mir den Verdacht irgend eines Leichtsinnes meiner Braut aufs neue zu benehmen.

Auch seine Gattin erfuhr bei unserer Rückkehr nichts Bestimmtes über Oliviens seltsames Entweichen.

Nachdem die Zurückgekehrte ihre Brieftasche zu sich gesteckt hatte, winkte sie mir in den Garten:

Je näher ich dem Augenblicke meiner Rechtfertigung komme, sagte sie hier, desto größer erscheint mir auch das Schwierige davon. Wie wollen Worte ausreichen Dich in die Mitte der düstern Vorstellungen zu führen, die meinen Entschluß nach ihrem tyrannischen Willen leite-

ten? — Und doch! Du wirst mich verstehen, aber Du allein. Du, selbst ein unzertrennbarer Theil meines innersten Wesens. Darum will ich auch lieber die Andern in Ungewißheit lassen über mich, als meine trüben Geheimnisse Gemüthern Preis geben, die mir weniger verwandt sind.

Dein Reisewagen hatte sich kaum aus meinen Augen verloren, als mir die kurze Zeit bis zu Deiner Wiederkehr ganz unabsehlich dünkte. Nur anhaltende und wo möglich ungewohnte Beschäftigungen konnten Linderung versprechen. Ich drängte mich daher zu häuslichen Arbeiten. Ich half der Tante in Besorgung der Oekonomie, ihrer größten Liebhaberei. Ich suchte mein ziemlich vernachlässigtes musikalisches Talent zu bilden und gerieth endlich auch auf den Gedanken, den Nachlaß meiner Aeltern, und besonders ihre Papiere, in bessere Ordnung zu bringen.

Welche ungeahndete Schätze fand ich bei genauerer Ansicht dieser Papiere! Ich fand, daß mein Vater über sein ganzes Leben gleichsam Buch gehalten hatte. Ich war gewissermaßen

umringt von seinen tiefsten Gefühlen, die er der Schrift anvertraut haben mochte, um so die flüchtigen Augenblicke, in denen sich dem Leben ein höheres Verständniß aufschließt, gleichsam zu fesseln und zu Wegweisern für die Zukunft zu machen. Was mich am meisten bewegte, war ein nur halb verhaltener Mißklang, der fast in allem tönte, was er niedergeschrieben hatte, und der mir lange Zeit nur durch das erklärbar wurde, was meine selige Mutter über seine ihr zwar verschwiegene, aber der Scharfsichtigen nicht unbekannt gebliebene Reue wegen des Zwiespalts mit den Verwandten gesagt hatte.

Als ich alles im ganzen Büreau untersucht zu haben glaubte, machte mich der Onkel noch auf ein verborgenes Fach aufmerksam, welches mir ganz entgangen war. Nur Papiere darin. Versiegelt und unter der Aufschrift: Für niemand auf der Welt als meine Olivia. Selbst die selige Mutter schien das Fach nicht bemerkt zu haben, weil ich sonst das Packet unfehlbar durch sie erhalten hätte. Von Vaters Hand war darauf bemerkt, daß er es mir kurz vor seinem Tode einhändigen wolle. Sein plötz-

liches Ableben hatte die Ausführung des Vorsatzes verhindert.

Die wichtigsten Bruchstücke enthält diese Brieftasche. Hier die Anrede an mich, welche im Innern sich vorfand:

Theures, innig geliebtes Kind, gegenwärtige Fragmente sind bei ihrem Entstehen nicht für Dich bestimmt gewesen. Es sind Eingebungen und Ergießungen der momentanen Stimmung, größtentheils den Schlüssel zu meinem innern Unfrieden enthaltend. Verbirg sie Deiner Mutter, weil ihr Inhalt ihr keinen Nutzen gewähren kann. Desto mehr Dir, mein Kind. Vielleicht sind grade diese Papiere das kostbarste Vermächtniß. Betrachte sie so, und gönne Deinem Vater seine Ruhe nach langem Leiden.

Für heute, lieber Guido, nur diejenigen Bruchstücke, welche vorzüglich auf unsre Verbindung Anwendung leiden. Hier sind sie beisammen.

Der Erzähler trug sie noch in seiner Brieftasche und las sie vor.

— — Nun habe ich doch erlangt, wonach alle meine Wünsche sich müde jagten! Der

Priester hat unsre Hände in einander gelegt. Aber was will der Vater dort mit seinem drohenden Gesichte, die Mutter mit ihren Thränen? Wie kann ich die Wohnung meines Glückes beschreiben, wenn diese Schreckbilder ihre Schwelle bewachen? — —

— — Ja, es ist aus mit mir. Was mich erheben sollte, hat seine Hand plötzlich von mir abgelassen, und nun liege ich hier unten in der schauerlichsten Oede. Mein Sturz hat der Mutter das Herz zerdrückt, unter dem die Gütige mich getragen und des Vaters gellender Fluch ist nicht gemacht, mich mit diesem schaurigen Gedanken auszusöhnen. — Und was soll mir das schöne, herrliche Weib in solchem Abgrunde, wo meine eigene Gemüthlosigkeit zermalmend auf mir liegt und der Theuern den tückischen Gift mitten im Kusse der Liebe reicht? — —

— — Die Zeit sollte heilen. Gewissenlos vertraute ich diesem Wahne. Die Zeit das Gefühl des schreiendsten Undanks? Nein, überall und immer wird dieses bittre Gefühl zwischen mich und mein Weib treten und eine Verwor-

renheit in uns nähren, die auf baldige Zerstörung hinarbeitet. — —

— — Der harmonische Verein meiner Kindheit mit den spätern Jahren ist verloren. Mein Leben und das Leben meiner Frau in zwei fremde Hälften zerfallen, die der Rausch der Liebe vergebens an einander zu passen strebt. — Ach, daß die junge Liebe so eitel auf ihre flüchtige Lust seyn, daß sie so leichtsinnig mit den Erstlingsgefühlen des Lebens, mit den Gefühlen umgeht, welche die Vorsicht um Kind und Mutter geschlungen hat! — —

— — O des thörichten, unseligen Glaubens der Jugend, daß ihr ganzes Herz in Einem irdischen Wesen sein Heil finden könne, daß gewisse Menschen für einander geschaffen wären, wie Seele und Leib! Als ob die Vorsehung darauf sänne, den Menschen an's Irdische so zu ketten, daß er darüber der Ewigkeit ganz vergessen sollte. O es ist der frevelhafteste Wahnsinn, so schnöden Begierden die Kindespflicht aufzuopfern. Der Fluch ereilt jeden, der ihm huldigt. Auch mich wird er bald unter die Erde treiben. — —

Olivia — so lautete die Nachschrift, beherzige diese Worte und das Unglück meines Lebens überhaupt. Gedenke der Lehren und Weisungen Deiner Mutter immer in Liebe und Gehorsam. Dein Band mit Pignola ist mein sehnlicher Wunsch und der ihrige. Du müßtest denn das Kloster wählen wollen, wo sich auch Gelegenheit findet, für Dein und Deiner Aeltern Heil zu leben.

Durchbohrt von der Spitze dieser Worte, fuhr Olivia fort, war mein Muth völlig dahin. Ich mied die Verwandten, um nur ihren Fragen nach der Ursache meines Triebsinnes zu entgehen. Ich verschloß mich. Darüber kam der Abend heran und vermehrte meine Schauer. Der blutrothe Mond schien die Züge meines zornigen Vaters zu tragen.

Bei der Mutter glaubte ich Zuflucht suchen zu müssen. Du kennst ihre wohlgetroffene Bildsäule, die auf meinem Zimmer stand. Ich warf mich davor nieder. Ich beschwor sie ihr

Wort zu erfüllen und mich zu umschweben, aber auch sich mir kund zu thun. Meine Gefühle für Dich brachen in Worten und Thränen hervor. Ich berief mich auf die Nothwendigkeit selbst, die unsre Geister zusammengefügt, auf den ewigen Willen, der gewiß alles so geordnet habe. Ich beschwor sie um Antwort, fest überzeugt, daß wenn ein jenseitiges Leben Statt finde, und die Erblichene nicht um ihren ganzen Muttersinn gekommen sei, sie von meiner Seelenangst herbeigezogen, mir ihre Meinung durch Laut, Blick oder Wink offenbaren müsse.

O Theuerste, rief ich endlich, kannst Du mich in dieser Zerstörung hier liegen sehen und mir doch Deinen Willen vorenthalten? Die Verzweiflung treibt mich von Dir an sein liebes theilnehmendes Herz. Soll ich dem Rufe nicht Folge leisten?

Und wie ich meine verweinten Augen jetzt nach der Bildsäule aufschlage, sehe ich deutlich eine Regung, eine verneinende Regung. Ja, der Arm sogar scheint, beweglich geworden, sich drohend nach mir erheben zu wollen.

Dieß

Dieß dünkte mich die empörendste Ungerechtigkeit. Ich bedeckte meine Augen um die grausame Mutter nicht mehr zu sehen, und der Entschluß Dich selbst aufzusuchen und in Deinen Armen Vaterland, Aeltern, Welt und Himmel zu vergessen, riß mich vom Boden auf. Doch kaum bis zur Thüre geeilt, höre ich einen Fall, der mir die Glieder lähmt. Die Bildsäule der Mutter! Zertrümmert liegt sie auf der Erde.

Den Eindruck dieses Ereignisses wird keine Zeit jemals verlöschen. Als ob ich meine Mutter selbst ermordet hätte, so schwankte ich zurück die Trümmer der Bildsäule anstarrend. Keine Spur mehr von dem liebreichen Gesicht. Es war mir unverkennbar, daß sie mich ihres Anblicks nicht länger werth geachtet habe. Ach, Guido, welch ein gräßlicher Abend! Die Verwandten hatte der Fall auch in mein Zimmer gelockt. Sie kamen mit dem Troste, daß die Statue gar leicht zu ersetzen sei, weil noch ein Exemplar davon im Attelier des Bildhauers stehe.

Um sie nur los zu werden, stellte ich mich

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

als hierdurch vollkommen beruhigt, schlich aber noch in derselben Nacht aus dem Hause nach dem Kloster zu, wo Du mich so wunderbarer Weise wieder gefunden hast. Es ist das nämliche, auf das ich schon früher mein Absehen gerichtet, und wo mich meine römische Freundin damals vorläufig empfohlen hatte. Die Veränderungen, denen man zu jener Zeit entgegensah, waren seitdem eingetreten, und ich fand in der neuen Aebtissin eine so herrliche Frau, daß ihr bloßer Anblick mich zuweilen wegen der Nachricht an Dich beruhigte, die darum so nackt und ohne alle Beweggründe gegeben war, weil ich, wohl nicht mit Unrecht, besorgte, jede nähere Erklärung der Sache werde Deine Leidenschaft alles aufbieten machen, wieder in meinen Besitz zu gelangen. Dir und Deinen Briefen ausharrenden Widerstand zu leisten, dazu floß ein viel zu heftiges Feuer einzig für Dich in meinen Adern. Gleichwohl war es, als ob mich unaufhörlich eine mahnende Stimme aus der Unterwelt Dir, der Todesursache des mir bestimmten, und eigentlich nur durch mein Widerstreben in thörige Wildheit gestürzten

Bräutigams, abwende, und meinen im halben Wahnwitz geschriebenen Zettel billige.

Die furchtbare Schwermuth, die ich zur Begleiterin hatte, machte es nothwendig, daß ich die Aebtissin einen halben Blick in mein zerrissenes Gemüth, in die Kämpfe thun ließ, zwischen meiner Liebe und meiner Pflicht. Ach, die fromme Frau war die Theilnahme und Milde selbst. Auch sie hatte vor dem Sturme widerstrebender Verhältnisse in den heiligen Mauern Schutz gesucht und gefunden. Sie äußerte bloß Mitleid, wenn sie hörte, daß mein Herz noch immer wach und träumend das Heiligthum verlasse und verbrecherische Hoffnungen auf Dich setze. Um ihm diese Hoffnungen gänzlich zu benehmen, wünschte ich mein Noviziat abgekürzt und mir vor der festgesetzten Zeit, durch förmliche Einkleidung, die Pforte nach der Welt hinaus auf ewig verschlossen zu sehen. Hierein aber zu willigen, das stand nicht in der Macht der Aebtissin. Auch sträubte sie sich sehr gegen mein Verlangen eine besondere Erlaubniß für diesen besondern Fall aus=

zuwirken. Doch ließ ich nicht ab mit Bitten, bis sie endlich nachzugeben versprach.

Das Ungewitter, das so große Veränderungen hervorbrachte, kam dazwischen. Durch lange Fasten, mir zu Bezähmung meiner frevelnden Gedanken auferlegt, ganz kraftlos, war es kein Wunder, wenn ich von dem Blitze, der in meine Zelle fuhr, betäubt niedergeworfen und mein anhaltendes Erstarren für den Tod selbst gehalten wurde. Jetzt bin ich Dein. Mein früheres Leben ist zu Grabe getragen. Dein Ruf hat mir ein neues Seyn abgerungen, dessen Regungen alle Dir zugehören. Nun habe ich kein Bedenken weiter und wäre bereit, sogleich mit Dir zum Altare zu treten.

Eine Umarmung schloß sich an Olivia's Rede.

Morgen denn! rief ich, das süße Wort rasch ergreifend.

Ja, morgen!

Wir kehrten zurück zu den Verwandten, um sie davon zu benachrichtigen, die über der Freude

an unserm Glücke die Neugier nach Oliviens Veranlassung zur Flucht vergessen zu haben schienen.

Späterhin erinnerte sich meine Braut im Vorbeigehen bei der Stelle, wo die zerbrochene Bildsäule gestanden, an die erlebte Scene, und die Schauer jenes Abends erneuerten sich in ihr. Sonderbar genug traf das Mondlicht grade auf diesen Platz und nur auf diesen, so daß mich selbst einige Schauer anwandelten.

Laut maß ich indessen ihrer gereizten Phantasie allein die trostlose Vorstellung bei, suchte auch zugleich das Uebernatürliche, das sie dem frühern Ereignisse zuschrieb, aus derselben Quelle zu erklären. Wirklich hatten die Fragmente ihres Vaters sie damals gleichsam mit Gewalt vor der Bildsäule der Mutter niedergestürzt. Die schon sehr aufgeregte, hier immer heftiger entzündete Einbildungskraft konnte ja leicht ihre eigene Unruhe den Augen der Bildsäule untergeschoben und sogar den leblosen Arm im Verdachte der Bewegung gehabt haben. Der Fall der Statüe erklärte sich so ziemlich durch eine Berührung mit dem Kleide der plötzlich Auf-

stehenden. Denn in ihrem damaligen gewaltsamen Zustande war an einige Aufmerksamkeit hierauf nicht zu denken.

Olivia wünschte zu eifrig jene Schrecknisse entkräftet zu sehen, als daß mein Bestreben sie davon zu überzeugen nicht schon gebahnten Weg hätte finden sollen. Selbst die Bruchstücke aus den Papieren ihres Vaters, die sich durchaus nicht verläugnen ließen, konnten noch in ein unserm Plane günstigeres Licht gestellt werden. Der verstorbene Mann war in der letzten Zeit, worein diese Fragmente größtentheils fielen, der Ascetik so eifrig ergeben gewesen, daß man alle seine Ansichten der Dinge aus ihr herleiten konnte. Ich suchte Olivien zu beweisen, daß nur ein freies Urtheil etwas gelte, die Abhängigkeit ihres Vaters aber von seinen religiösen Seltsamkeiten ein solches schwerlich erlaubt habe.

Die Liebe sprach; die Liebe glaubte. Olivia war völlig beruhigt, als sie mir gute Nacht sagte.

Ich lag vor Schlafengehen noch ein wenig im Fenster, als ein bestürztes Mädchen herbeieilte, um mich zu Olivien zu holen, welche an heftigen Phantasien leide.

Das befremdete mich, da sie mich eben ganz gesund verlassen hatte. Ich fand sie auf ihrem Sopha mit starren Augen und bewegten Lippen. Erst nach einer Menge Fragen deutete sie mir an, daß ich ganz still neben sie niedersitzen möchte. Dann wollte sie wissen, ob ich nichts höre.

Ja wohl. Das Brausen eines starken Luftzuges zwischen Thür und Fenster, der Deiner Gesundheit schaden kann.

Ich stand auf um das Fenster zuzumachen, aber sie rief: Keine Beschränkung! Wie sehr auch die Stimme von dorther mich ängstigt, so darf ich sie doch nicht mit Gewalt von mir abwehren.

Erstaunt fragte ich, was sie höre.

Jetzt nichts, aber ehe Du kamst dreimal ein lautes Ach! von der Stimme der Mutter.

Vergebens suchte ich ihr das Unwahrscheinliche zu zeigen. Doch faßte sie sich, da die

Stimme nun ausblieb und beruhigte mich beim Abschiede einigermaßen mit den Worten, daß selbst diese Stimme nicht vermögend seyn solle, unser ewiges Bündniß zu zerreißen.

Das öftere Wiederkehren von dergleichen Erscheinungen war mir bedenklich. Es ließ, wie ich meinte, auf eine Reitzbarkeit des Gemüthes und der Phantasie schließen, die von zerstörenden Folgen für Oliviens Leben seyn konnte. Doch vielleicht, daß die Reise nach Deutschland, die Zerstreuungen überhaupt, und das Aufhören ihres jetzigen einsamen Zustandes die besten Hülfsmittel darboten. Dieser Gedanke stillte meine Unruhe wenigstens so weit, daß ich endlich zur Betäubung, zum Schlafe kam.

Da überfiel mich aber ein Traum, so klar und zusammenhängend, und dabei so gräßlich, daß der Schreck darüber mich aus dem Bette warf. Er ist zu auffallend, greift auch in meine Geschichte zu wesentlich ein, als daß ich dessen Mittheilung unterlassen könnte. Mir war nämlich, als ginge ich mit Olivien in Begleitung ihrer Verwandten zur Kirche. In der vollen Blüthe der Reitze steht sie schon neben

mir am Altare, als auf Einmal hinter uns ein Todtengesang erschallt. Befremdet und erschrocken über die so unpassende und unwillkommene Störung wende ich mein Gesicht nach der Gegend hin, und siehe da ein Leichnam von Fackelträgern umringt wird langsam und feierlich herbeigetragen. Die Zeugen staunen schweigend. Der Priester verstummt. Der Leichenzug schreitet unterdessen immer weiter und weiter vor. Grade nach dem Altare zu. Es ist, nun entdecke ich es, dieselbe Prozession, die ich auf dem spanischen Platze mit ansah; Pignola, der seinen Tod durch mein Messer fand. Nur mit dem Unterschiede, daß der grüne Heft des letztern hier noch wirklich in einem furchtbaren Glanze daraus hervorragt.

Olivia kann ihre Thränen, ich mein Entsetzen nicht verbergen.

Die vordern Leichenträger stehen schon dicht an mir und scheinen ihr Ziel noch nicht beendiget zu haben. Da scheidet der Priester mich und Olivien mit der Hand von einander, damit sie Platz erhalten. Und grade zwischen uns setzen sie den Leichnam nieder, aus dessen

Herzen in diesem Momente der Dolch und mir dabei ein Blutstrom in's Gesicht springt.

Dieses furchtbare Ereigniß scheint allen Anwesenden meine Anklage auszusprechen. Alle werfen mir schreckliche Blicke zu, bis auf Olivien, welche lautschluchzend ihre schönen Augen verschlossen hält.

In demselben Momente richtet der Todte sich empor, sieht mit einem Hohnlachen auf mich, von dem die Wölbung der Kirche schauerlich wiederhallt, und ihre Säulen schwanken, bis der Priester durch einen Blick in die Höhe die Unordnung beschwichtigt.

Der noch immer aufgerichtete Todte kehrt sich darauf zu Olivien. Er reicht beide Arme zu ihr empor und der Priester scheint es wohlgefällig mit anzusehen. Das ist mir zu viel. Ich will den auflebenden Leichnam zurückstoßen, aber der Geistliche hält den Gekreuzigten zwischen uns, und sogleich fühle ich mich aller Regung beraubt, während der Todte Olivien, die schon keinen Blutstropfen mehr im Gesichte hat, zu sich hinunter zieht. Da will ich mit Gewalt die Banden sprengen, worein der Prie-

ster mich gelegt hat und — falle aus meinem Bette um zu erwachen.

Bis diese Stunde noch ist es mir, als ob ich auch zuvor nicht geschlafen, sondern nur in einem ganz andern Bewußtseyn als nachher mich befunden hätte.

Das Traumgesicht, von dem ich Olivien natürlich nichts entdecken konnte, kam mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinne, und je mehr am Abend das Licht erstarb, desto lebhafter und schreiender ward das Kolorit jenes schauerlichen Bildes.

Die Trauungen im Gebiete des vormaligen Kirchenstaats pflegen meist in der Nacht zu geschehen. So auch die unsrige. Beim ersten Schritt in die Kirche prallte ich zurück. Das war allzu grauenvoll! Keine Säule, nicht die mindeste Verzierung anders darin als in dem Bilde meines Traumes. Selbst die Beleuchtung traf bis auf die kleinsten Eigenheiten zu. Gleichwohl erinnerte ich mich nicht je zuvor

diese Kirche gesehen zu haben. Auch der Geistliche, der mich in der vergangenen Nacht durch Vorhalten des Kruzifixes versteinert hatte, glich dem völlig, der nun hervortrat, um die heilige Handlung zu verrichten. Doch nahm mich dieses weniger Wunder, da mir der Mann schon früher im Leben vorgekommen war. Nur das, daß wie mir es schien, alle seine Bewegungen Kopien seines Abbildes auf die vorige Nacht waren, auch selbst die Rede ganz denselben Inhalt hatte. Ich sage, wie mir schien, denn meiner aufgeregten Phantasie mußte es jetzt ein Geringes seyn, Aehnlichkeiten wahrzunehmen, die sonst vielleicht niemand gefunden hätte.

Es ging noch weiter. Jeden zufälligen Schall bis auf das Räuspern der Anwesenden, glaubte ich schon vorige Nacht in dem Kirchgewölbe wiederhallen gehört zu haben. Zufällig hustete Oliviens Vormund, wie sein Ebenbild in der Nacht gleichfalls, und zwar damals grade vor dem Todtengesange. Dieser Umstand zwang jetzt mein Gesicht sich über die Schultern zu wenden, weil es mir unglaublich

schien, daß sich alles reproduziren solle und nur der Leichenzug nicht. Ich wiederholte bald darauf dieses Umsehen. Denn jeden Augenblick besorgte ich die Töne zu hören und die Fackelträger eintreten zu sehen.

Alles Aufmerken auf die heilige Handlung war verloren. Ich verfiel in eine gänzliche Gedankenlosigkeit.

Als der Priester das Ja von mir erwartete, und weil ich seine wiederholte Anfrage, die mir ganz entgangen war, unbeantwortet gelassen hatte, mich mit seiner Hand berührte, stieß ich einen Laut aus, der auch Olivien mein Entsetzen mittheilte. Ich glaubte, der Geistliche wolle, wie in voriger Nacht, mich von der Braut trennen, und der Todte werde nun sogleich zwischen uns hereingesetzt werden.

Daß nichts von dem allen der Fall war, beruhigte mich in diesem Momente nur wenig. Denn was der Wirklichkeit an Schrecklichem abging, das fügte meine blutige Phantasie hinzu.

Die Handlung war zu Ende, ohne daß ich eigentlich wußte was geschehen war.

Mein Gott, Olivia! rief ich, im Fortgehen an der Kirchthüre ihr Gesicht beim Lampenschein betrachtend. Denn grade so starr und blutlos war es, wie in der vorigen Nacht. Ohne Antwort auf meinen Ausruf, ging sie still und geisterähnlich neben mir hin. Den Verwandten war ebenfalls kaum ein Wort abzugewinnen.

Zu Hause stürzten Ströme von Thränen über das Gesicht meiner todtenblassen Braut. Das war ein Trost für mich. Denn Thränen hatte ihr Auge in der vorigen Nacht keine gehabt.

Was fehlt Dir, Olivia? fragte ich.

Alles! antwortete sie leise. O warum war ich schwach genug, bei dem Tone, der Deinen Abscheu vor dem Jaworte so deutlich aussprach, nicht sogleich Dir ein Band zu ersparen, das schon im ersten Augenblicke Deine Brust zusammenzog!

So befremdend mir auch Anfangs diese Ansicht war, so natürlich fand ich sie doch bei einiger Betrachtung der Umstände. Olivia, die nichts von meinem Traume wußte, konnte gar

keine andere als die gefaßte Idee von der Sache haben. Die Andern ebenfalls nicht. Und in der That fielen sie auch aus Rache gegen meinen unmännlichen Wankelmuth, dem sie das anstößige Benehmen zuschrieben, mit der ganzen Last ihres beleidigten Nationalstolzes über mich her. Kaum daß sie den Fremden, der um ein Glied ihrer ursprünglich römischen Familie mühselig gebuhlt und dasselbe, nun es sein war, öffentlich am Altare erniedriget hatte, eines Wortes, ja eines Blickes mehr werth hielten.

An ihnen lag mir wenig. Nur Olivien suchte ich durch meine Liebkosungen vom Gegentheile ihres Argwohns zu überzeugen und mich mit einem heftigen Kopfschmerze zu entschuldigen, der mir alle Besinnung geraubt hätte.

Die eigentliche Veranlassung ihr mittheilen, hätte Hand an die Grundpfeiler unseres beiderseitigen Glückes legen heißen.

Zwei Tage kosteten die Anstalten zu unserer Abreise, in denen der erste Taumel der Liebe uns beseligte. Der Abschied war erschütternd. Ich mußte dem Umarmen zwischen ihr und den Verwandten noch durch eine halb unwillig ausgesprochene Bitte ein Ende machen.

Für's Erste ging es nach des Grafen Landhause. Bei der Freundschaft, die ich in seiner Familie genossen, konnte ich die Vorstellung meiner Gattin nicht umgehen, so viel Verdrüßliches auch diese Ceremonie, hauptsächlich Juliens halber für mich hatte.

Niemals in meinem Leben ist mir etwas rührender gewesen, als dieser Eintritt in jenes Landhaus; Julie war die erste Person, die wir antrafen. Die ganze Liebe ihres schönen Herzens schien sie zusammenzunehmen, um sich gegen den Schmerz zu waffnen, mit dem mein Verhältniß zu Olivien ihr weh that. Ich sah, wie meine Gattin einige Augenblicke aufmerksam von ihr betrachtet und dann an das Herz der Guten heftig gezogen wurde.

Die Scene veränderte sich beim Eintritt der Uebrigen, die jetzt von einer Spazierfahrt nach

Hause

Hause kamen. Ein feierlicher Hofton trat an die Stelle der Empfindung. Die kalten Glückwünsche der Gewohnheit drängten sich mechanisch auf uns zu. Julie allein zog sich zurück, um wie es schien nicht in den Verdacht der Fühllosigkeit mitzukommen.

Ich kürzte den lästigen Aufenthalt möglichst ab. Nur Julien hätte ich gern noch einmal gesehen. Aber mein gutes Auge ging überall vergebens nach ihr aus. Erst beim Einsteigen in den Wagen wurde ich ihr gütiges Gesicht hinter einem fernen Oleanderstrauche gewahr. Ich konnte mich nicht enthalten ihr einen freundlichen Abschiedsblick zuzuwerfen und sie eilte herbei, mir zum letzten Male die Hand zu reichen, die ich mit dem Gefühle des bittersten Schmerzes an meinen Mund drückte.

Olivia saß eine Zeitlang stumm neben mir im Wagen. Endlich sagte sie — von meinem Verhältnisse mit Julien bereits unterrichtet — ich begreife noch nicht, Guido, wie es Dir

möglich gewesen ist, dieses herrliche Mädchen vorüberzugehen, um nach mir Deine Hand unbedachtsam auszustrecken. Jetzt sollst Du mir Deine Reue am Trauungsabende nicht wieder wegerklären!

Ich hatte zu thun um Olivien die Sache von neuem auszureden. Auch gelang es nicht auf lange Zeit. Denn jene trübe Vorstellung war so tief in ihr Gedächtniß eingewachsen, daß sie, wenn ich auch einmal ihre Wurzel ausgerissen zu haben wähnte, auf Einmal wieder frische kräftige Zweige mächtig emportrieb.

In Rom war alles Nöthige in einem Tage abgethan. Dann ging es ziemlich vergnügt an die Reise.

Olivia billigte meinen Wunsch des Vaters wegen unterweges so wenig als möglich zu verweilen. Daher wurden die schönsten Gegenden nur durchflogen und ihr eigentlicher Genuß einer künftigen, bessern Zeit aufgespart.

Ein großer Verdruß, den mein Vater just vor unserer Ankunft mit einem seiner Verwalter gehabt hatte, raubte dem Augenblicke des Wiedersehens die rechte Innigkeit. Auf mein Bedauern äußerte er sogar in der ersten Hitze: Und das alles wäre mir erspart worden, wenn Du früher darauf gedacht hättest, den bösen Folgen meines unbeweglichen Alters durch eine kräftige Oberaufsicht über Dein künftiges Besitzthum vorzubeugen. Genau genommen, fügte er noch rauher hinzu, bin ich ein Thor, mich über den Betrug meiner Dienstleute zu ärgern. Was ich auf dieser Welt noch brauche, so viel wird mir gewiß bleiben, und warum für die Güter eines Erben ängstlich sorgen, dessen eigne Schuld es ist, wenn sie zu Grunde gehen?

Olivia stand zitternd neben mir. Es mußte ihr bei dem hochrothen, finstern Gesichte meines Vaters und seinen polternden Worten um so unheimlicher werden, da sie solche bei ihrer gänzlichen Unkunde der deutschen Sprache mit auf sich bezog.

Zwar suchte er sogleich mit Gewalt eine freundlichere Rolle — denn mehr als Rolle kann

ich es bei seinem hitzigen Charakter nicht nennen — gegen sie anzunehmen und entschuldigte die Aufwallung mit milden Worten. Allein Olivia faßte den Sinn seiner Rede nicht. Ich mußte den Dollmetscher zwischen ihr und dem Vater abgeben, bis letzterer sich zur französischen Sprache bequemte, die ihm seltsamer Weise von jeher so zuwider gewesen war, daß er, bloß um ihr auszuweichen, den Hof seit Jahren vermieden hatte. Durch lange geflissentliche Vernachlässigung derselben obendrein um alle Geläufigkeit darin gekommen, brach er das Gespräch baldmöglichst ab und entfernte sich unter ganz nichtigem Vorwande mit ziemlich merkbarer Unzufriedenheit.

Olivia konnte sich sonach nicht anders als sehr unbehaglich in ihrer neuen Heimath fühlen. Ich war dazu ein schlechter Tröster, denn der Gedanke ließ nicht von mir, daß diese ersten schlimmen Eindrücke dem ganzen Grunde, auf dem das Bild ihrer Zukunft ausgeführt

werden sollte, einen widrigen Ton zu geben drohten.

Auch in den folgenden Tagen sprach mein Vater nur dann mit meiner Gattin, wenn er es durchaus nicht umgehen konnte. Ich mußte gemeiniglich, wie beim ersten Eintritt, die Mittelsperson abgeben, ein Umstand, der die allgemeine Unterhaltung überaus spröde und schwerfällig machte.

Aus diesem Grunde vermied der Vater jetzt Gesellschaft ins Haus zu bitten und wenn — was ihm sonst immer viel Freude gemacht hatte — der Zufall einen Bekannten, oder interessanten Fremden zur Tischzeit zu uns führte, so war ihm dieß gemeiniglich unangenehm. Die französische Sprache, die dann gewählt werden mußte, wollte weder seinem Munde noch seinen Ohren zusagen.

Bei alledem war Olivia zu gut in jeder Hinsicht, als daß ihm ihre Person hätte mißfallen können. Doch hatte er sich darüber nicht geäußert. Grade an dieser beruhigenden Aeußerung aber war mir gelegen, daher redete ich ihn eines Abends, wie eben die Erlernung

der deutschen Sprache sie auf ihrem Zimmer beschäftigte, deßhalb an, machte ihn auf den Eifer, womit sie die Sache betrieb, aufmerksam, und fragte endlich gradezu, wie ihm meine Gattin gefalle.

Ich bin vollkommen mit ihr zufrieden, mein Sohn, antwortete er. Das würde ich Dir schon längst erklärt haben, wenn ich nicht, um mich ganz über den Punkt auszusprechen, noch eine Dir weniger willkommene Erklärung hinzuthun zu müssen geglaubt hätte. Mit ihr vollkommen aber — verzeihe — mit Dir und Deiner Wahl durchaus nicht. Ich bin gewiß kein Grillenfänger. Habe ich Dir zum Beispiel je ein unschönes Wort gesagt, als Du in der Welt sorglos herumschwärmtest? Nein. Was er nicht absichtlich lernen will, dachte ich, wird ihm beiläufig gleichsam in Fleisch und Blut übergehen. Er wird mit dem Gange des allgemeinen Lebens bekannt werden, und seine eigene Straße künftig unwillkührlich gut und bequem einrichten. Das hast Du aber gar nicht gethan. Nur eins. Du konntest Dir Deine Verhältnisse in meinem Hause unge-

fähr vorstellen. Du konntest wissen, welche schlimme Wirkung es auf Deine Gattin und mich hervorbringen müsse, daß das schöne Band gemeinschaftlicher Sprache zwischen uns nicht Anfangs vorhanden war. — Du übersahest alles um ihrer Reitze willen. Es ist nicht das erste Mal, mein Sohn, daß die Reitze, selbst der trefflichsten Frau, dem Hause, worein sie widernatürlich gerieth, und ihr selbst nachtheilig geworden sind.

Widernatürlich! rief ich aus. Dieses Wort sollte hier anwendbar seyn? Mein Vater zuckte die Achseln und ich fuhr etwas hitzig fort: Weil meiner, gewiß in jedem Betracht liebenswürdigen Gattin die Ansprache an Sie, für die erste Zeit fehlte, eigentlich nur wegen Ihrer, doch auch etwas sonderbaren Abneigung vor dem Französischen, fehlte, darum kann wohl meine Verbindung mit ihr nicht sogleich widernatürlich gescholten werden!

Und doch! sagte mein Vater. Das Wort ist mir entschlüpft und Dein Einwurf zwingt mich tiefer in die Sache zu gehen. — Auch ich habe in meiner Jugend Italien und die

dortigen Gewohnheiten und Gebräuche kennen gelernt. Ich mißbillige die wenigsten, da sie meist alle mit Klima und Verfassung zusammenhängen. Aber, mein Sohn, wie wenig paßt unser auf einen rauhern Himmelsstrich berechnetes Leben zu ihnen, und muß nicht eine dort Eingeborne hier von dem schlimmen Gefühl in eine unwirthbare Fremde verstoßen zu seyn, ewig verfolgt werden? Ich sehe die Einwendung voraus, die so eben Deine Lippen bewegt. Sie hat sich freiwillig dazu entschlossen, meinst Du. — Vielleicht, sage ich, aus gänzlicher Unbekanntschaft mit unserm Lande, oder unter der Voraussetzung, daß dieser Wille stets der ihrige bleiben werde. Oder auch möglich, daß sie gar keinen Gedanken dabei hatte. Im Rausche der Liebe ist dem Weibe wohl der Glaube an dessen Ewigkeit erlaubt. Aber der Mann muß weiter hinaus denken, wie denn überhaupt der Mann bei jeder guten Liebe die Verbindlichkeit auf sich hat, seiner Geliebten Zukunft von allen Seiten zu berücksichtigen und zu sichern. Das hast Du nicht gethan, mein Sohn. Gott gebe, daß der schöne Orangen-

baum nicht zu Grunde gehe, den Du seinem milden Himmel entzogen hast! — Es ist nun heraus, was mir lange das Herz beschwerte, und kein Wort weiter über die geschehene Sache. Von jetzt an fühle ich mich Dir wieder ganz nahe gerückt. Laß uns das Uebrige schweigend ertragen.

Liebreiche Augenwinke und eine herzliche Umarmung vertraten meiner Entschuldigung den Weg. Auch erkannte ich das Wahre in meines Vaters Aeußerungen, das sich in der Folge, leider, mehr und mehr bestätigte. Olivia konnte in der That nicht recht eingewohnen. Ich merkte das, so eifrig sie sich auch bemühte, mich vom Gegentheile zu überreden.

Zum Unglück trat grade ein ächtnordischer Winter ein, der Olivia's Körper empfindlich angriff. Noch ein besonderes Uebel verbannte sie jetzt gradezu aus meines Vaters Gesellschaft. Von Jugend auf bei der Armee, war die unsaubere Gewohnheit des Tabakrauchens ihm dermaßen zur andern Natur geworden, daß er die

Pfeife fast den ganzen Tag nicht entrathen konnte. Im Sommer, wo die freie Luft einen großen Theil des widerwärtigen Rauches sogleich hinwegnahm, hatte Olivia nur selten kleine Uebelkeiten bekommen. Allein in den festverwahrten Winterzimmern war ihr dieser verhaßte Dampf so unerträglich, daß sie ihn kaum eine halbe Stunde auszuhalten vermochte, ohne heftig an Krämpfen zu leiden.

Das machte meinem Vater wieder einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Er hatte auf die Winterabende am Kamine schon lange gehofft. Meine Reiseabentheuer hatte ich ihm da zum Besten geben sollen. Ohne die Pfeife im Munde konnte er aber auch unmöglich nur Zuhörer seyn. Oder sollte ich mich mit ihm zum Feuer setzen und meine Gattin der ganzen Unannehmlichkeit eines ihr ungewohnten Winterabends in der Einsamkeit Preis geben? So viel verlangte mein Vater nicht. Um so weniger konnte er es auch, da Olivia unter allen Gutsnachbarinnen keine Freundin zu ihrem Umgange gefunden hatte. An die gewandte Lebensart ihres Vaterlandes gewöhnt, waren ihr die

mannichfachen, steifen Formen der meisten dieser Frauen zuwider, und einige wenige, mit denen sie wohl eher hätte seyn mögen, hatten von fremden Sprachen so unvollkommene Kenntniß, daß der Umgang beiden Theilen viel zu schwierig wurde, um ihn sonderlich wünschen zu können. Künftig änderte sich das vielleicht, wenn Olivia mit der deutschen Sprache vertrauter geworden war. Allein bei all ihrem Fleiße hatte die Sache solche Schwierigkeiten, daß sie bisweilen ganz verzweifelte es jemals zu einiger Fertigkeit darin zu bringen.

Das Alles zusammen versetzte mich wohl manchmal in einen Mißmuth, den zu unterdrücken ich nicht Meister blieb. Ob ich zwar, wenn Olivia darüber jammerte, alles einzig auf das Gefühl ihrer unbehaglichen Situation schob, so glaubte sie doch, wie ich späterhin erfuhr, mein Mißmuth habe schon viel früher angefangen und mein Benehmen am Altare wich nicht mehr aus ihren Gedanken. Mein erwähnter Laut bei der Trauung hallte in grauenhaften Schwingungen durch unsre ganze Ehe.

Oft fand ich sie beim unerwarteten Eintritt

in ihr Zimmer vor dem Gemälde ihrer Mutter liegen um, wie mir vorkam, der hochverehrten Frau den Schritt zum Altare mit mir abzubitten. Bei alledem konnte ich Olivien keinen Mangel an inniger Liebe vorwerfen und wünschte nur erst den Winter vorbei, um sodann durch Reisen und dem Wechsel der Gegenstände eine andre Stimmung und fröhlichere Bilder in ihr aufzuregen.

Eine zu frühe Niederkunft entkräftete ihren Körper. Der Umstand, daß sie grade ein Jahr später an demselben Abend erfolgte, wo ihr bestimmter Bräutigam durch meine Hand gefallen war, gab der Sache ein schauriges Gewicht. Obendrein fanden wir beide in dem todtgebornen Sohne die Züge des getödteten Mannes wieder. Vermuthlich nur Täuschung, wie denn ohnehin die Aehnlichkeiten zwischen Neugebornen und erwachsenen Personen gemeiniglich nur in der Einbildung beruhen. Aber wie oft ist nicht schon eine trügliche Einbildung weit ge-

fährlicher als selbst die trostloseste Wahrheit geworden.

Hier war dieß abermals der Fall. Meine Gattin wurde bei der sorgfältigsten Pflege immer schwächer und schwächer, und meine Unruhe über ihren Zustand nahm mit jedem Tage zu.

Einmal bei Nacht, wie ich, um einer Schlaflosigkeit, die mich seit einigen Wochen regelmäßig allezeit in den ersten Morgenstunden ängstigte, durch langes Wachen, wo möglich vorzubeugen, noch über einem Buche gesessen hatte, kam es mir auf Einmal vor als ob auch Olivia, die doch schon vor einigen Stunden schlafen gegangen war, wieder auf dem Stuhle neben mir säße. So tiefsinnig aber und starr, daß ich vor ihr erschrak. Mein Blick verfolgt das Ziel ihres weit geöffneten Auges, und ich sehe, wie der Boden erst zu wanken, dann ganz zu verschwinden anfängt, und an dessen statt, dicht vor unsern Füßen Pignola's blutendem Leichnam aus der Tiefe sich immer weiter heraufhebt. Olivien den furchtbaren Anblick zu ersparen, will ich sie hinwegreißen, doch ehe mein Arm sie ergreifen kann, wird er von den

schrecklichen Augen plötzlich gelähmt, die der Todte jetzt nach mir aufschlägt. Drauf richtet sich dieser wie in dem Traume vor der Trauung empor, faßt meine Gattin und zieht sie, Trotz ihrem Widerstreben, zu sich in die Tiefe hinab.

Mein Name, der in diesem Momente von Oliviens Stimme im Schlafzimmer ängstlich ausgestoßen wird, verjagt auf einmal das ganze Bild von meinen Augen. Ich raffe mich in die Höhe und eile an das Bette meiner Frau, die sich krampfhaft an mich anhält und ausruft: Laß mich wenigstens an Deinem Herzen verbluten.

Verbluten! erwiedre ich durch das Wort grausam in der Freude gestört, die Widerlegung jenes trostlosen Blendwerks in meinen Armen zu halten.

Ja, mein Geliebter! antwortet sie leise. Drauf erzählt sie mir, daß so eben Pignola vor ihr Bette getreten sei, und ihr Herz durchbohrt habe.

Dieses wunderliche Zusammentreffen ihrer Vorstellung mit meiner Erscheinung oder meinem Traume — denn in der That ich kann es

bis diese Stunde nicht entscheiden, ob jenes Schreckenbild mich schlafend oder wachend überraschte — dieses Zusammentreffen brachte mich fast von Sinnen. Ich hatte zu thun um wenigstens einigen Schein von Fassung zu behalten.

Ein bloßer Traum, liebste Seele! tröstete ich.

Doch sagt, entgegnete sie, der heftige Schmerz in meinem Herzen, daß es kein leerer Traum gewesen ist.

Wirklich ging ihr Puls in äußerster Unordnung, so daß der Hausarzt herbeigeholt wurde. Sein Trost, daß ein böser Traum gar oft das Blut unregelmäßig bewege, und daß seine Medicin die Wallung schon heben werde, war nicht lange haltbar. Denn troß der eingenommenen Arznei wurde Oliviens Unruhe immer heftiger und ihr Athemholen schwerer. Auch wollte das Traumbild, das sie dahin gebracht hatte, gar nicht aus ihrer Seele weichen.

Unter mehrern Umständen, die ihr davon im Gedächtnisse geblieben waren, befremdete mich besonders der eine außerordentlich. Der Griff des Dolches nämlich, mit dem sie sich

umgebracht glaubte, war ihrer Aussage nach grün, und eine glänzende Schrift darauf befindlich gewesen.

Da ich mich genau erinnerte, niemals ein Wort von dem erwähnten Dolche gegen sie fallen gelassen zu haben, so war mir in der That recht schauerlich bei diesem, wie es schien, mehr als zufälligen Zusammentreffen der Dinge zu Muthe. An ihrem Bette versank ich in eine gänzliche Betäubung über ihren und meinen Schmerz.

Ein krampfhaftes Anfassen von ihrer Hand brachte mich zu mir selbst. Das schrecklichste Erwachen, weil seinem ersten Blicke der Tod der Geliebten begegnete.

Mein Vater war fast so erschüttert von dem Falle als ich. Er maß seinem Betragen einigen Antheil daran bei. Daß der Mensch doch, sagte er, auch in den wichtigsten Momenten seiner innern Bewegung nicht Meister wird! Wer weiß ob die Treffliche schon jetzt geopfert wäre, wenn ich nicht die Stunde ihrer Ankunft sogleich durch unselige Aufwallungen vergiftet

oder

oder auch nur späterhin mich weniger ihrem Umgange entzogen hätte!

Er ging so weit in seinen Vorwürfen, daß ich, der Zertrümmerte, ihn zu beruhigen suchen mußte. Aber selbst der Umstand, daß bei der Untersuchung ihres Körpers ein Polyp im Herzen als die Todesursache gefunden wurde, selbst dieser Umstand vermochte nichts über ihn. Weißt denn Du, fragte er bitter, wenn und woher die Entstehung dieses Gewächses gekommen? Erkundige Dich bei Deinen weisen Aerzten, und jeder wird vielleicht eine andre, wahrscheinliche oder unwahrscheinliche, Hypothese dafür bei der Hand haben.

Meine Antwort konnte nicht viel mehr als ein Achselzucken seyn. Leider, fiel am Ende auf mich die meiste Schuld.

Der Vater überlebte Olivien kaum einen Monat, einen Monat, dessen Pein und Schrecknisse ich unberührt lasse. Noch in seinen letzten Minuten mußte ich ihm meine Wiedervermählung mit einer deutschen Frau zusagen. Er

schien sich näher erklären zu wollen, als das Leben ihm von der Lippe floh.

Kaum standen die ehrwürdigen Reste des Vaters in dem Kirchgewölbe neben dem Opfer meiner Liebe, so trieb mich die heftigste Unruhe aus dem Kreise meiner letzten unglücklichen Wirkungen. Jeder Schritt in jener Gegend führte ja über den Leichnam einer untergegangenen Seligkeit. Die Erinnerungen waren noch zu frisch, um nicht tödtlich zu werden, und mich sonach von dem Gelübde abzuhalten, das ich meinem Vater gethan, mit dem blutendsten Herzen, aber doch gethan hatte. Diese entfernte Residenz war mein erster Gedanke.

Um unbekannt zu bleiben, reisete ich unter dem Namen eines meiner Güter, schickte auf der hiesigen Gränze alle meine Leute zurück und vermied die Menschen so viel als möglich.

Aber weder die Entfernung von der Heimath, noch mein seltsames Leben konnte mich

vor der Vergangenheit in Schutz nehmen, die wie mein böser Genius mir überall auf der Ferse stand.

In diese Zeit fiel die Geschichte, die mich zum Gegenstande der allgemeinen Neugier machte. Ein Fremder, jung und schön von Ansehen — doch Sie kennen ihn ja — der meinen wahren Namen ausgespürt hatte, reißt einmal hastig mein Zimmer auf und sagt auf italiänisch: Sie haben ein Messer in Rom zurückgelassen, ich bringe es Ihnen hier nach. Zugleich zog er wirklich den bekannten Dolch mit grünem Griffe hervor.

Ha, Bösewicht! rief er, als der Schauer, der mir bis in's Mark drang, seinem blitzenden Auge nicht entging. Mein Argwohn bestätigt sich.

Noch bei so viel Bewußtseyn, um einzusehen, in welch abscheuliches Labyrinth mich das Geständniß einem rachsüchtigen Ankläger gegenüber, zu einer Zeit verwickeln könnte, wo Olivia, die einzige Mitwisserin von jenem unglücklichen Vorfalle nicht mehr am Leben war, stellte ich

mich völlig fremd. Hierauf sagte der erhitzte junge Mann: Gut, ich will es aufgeben dem Schneckengange der hiesigen Justiz, die Sache anzuvertrauen. Ihre tausend Schlupfwinkel würden meine gerechte Sache nur verspäten. Aber ich erkläre, daß ich Sie für einen Bösewicht halte. Sie werden wissen, was die Gesetze der Ehre in Ihrem Lande auf eine solche Erklärung erheischen. —

Nach dieser Rede konnte ich einem Zweikampfe um so weniger ausweichen, da mein Gegner alle Erläuterungen über Pignola's Tod gradezu von der Hand wies.

Mir war's willkommen, weil mich nichts von dem gethanen, lästigen Gelübde rechtmäßig entbinden konnte, als ein unfreiwilliger Tod.

Mit Kugeln? fragte mein Bedienter, der die Pistolen laden sollte. Diese alberne Frage brachte mich erst auf die Idee, das Leben des jungen Mannes in keinem Falle zu gefährden.

Es kam zum Duell. Mein blinder Schuß hatte natürlich keine Wirkung. Wie der Gegner mich verwundete, wissen Sie. Jetzt hält sich

mein wackerer Bedienter, der uns heimlich nachgeritten ist, nicht länger. Von dem Unglücke seines Herrn empört, bestürmt er während meiner Ohnmacht den Mann, der im Begriff steht seine Sicherheit in der Flucht zu suchen. Die Aussage des Bedienten, daß mein Pistol ohne Kugel gewesen, erschüttert den Gegner. Er selbst untersucht mein zweites Pistol und auch diesem fehlt die scharfe Ladung.

Ich fange an mich zu regen. Der, der vor Kurzem noch mein unversöhnlichster Feind war, stürzt zu mir nieder, voll Verzweiflung über meinen Zustand. Ich reiche ihm die Hand, bittend, daß er sich schleunig entfernen möge. Standhafte Weigerung von seiner Seite. Er ist ein junger Pignola. Nach dem Verbande eröffne ich ihm die Umstände von seines Oheims Tode, den zu rächen er hergeeilt ist, in wenig Worten. Er geräth in Verzweiflung mich nicht früher darum befragt, oder auch nur angehört zu haben. Sein Vorsatz bis zur entscheidenden Stunde bei mir zu bleiben, ist unerschütterlich. Das Uebrige wird Ihnen bekannt seyn.

Wie gern hätte ich den neuen, wahren Freund nach Rußland begleitet, wohin seine Angelegenheiten ihn riefen! Allein der Glaube, mich dadurch von meiner Bestimmung zu entfernen, ein Glaube, dessen Ursprung ich selbst durchaus nicht auffinden kann, hielt mich zurück. Vielleicht ruht dieses dunkle Gefühl zunächst auf dem Wunsche meines verstorbenen Vaters, daß ich unsre Güter immer im Auge behalten möchte. Auch denke ich in der That dem Widerwillen, der mich aus der eigentlichen Heimath trieb, meine Pflicht gebietend entgegen zu setzen, und die Ruhestätte zweier geliebten Entschlafenen in der nächsten Woche aufzusuchen.

Die Geschichte war von dem ältern Theile der Gesellschaft mit Interesse angehört worden. Unter den Jüngern hatte Sophie, die Anfangs einigen Unwillen nicht verbergen konnte, gar bald sichtbar großen Theil daran genommen. Obschon der Erzähler Juliens Familiennamen

nicht genannt hatte, so schien Sophie sie doch zu kennen und von ihrem Verhältnisse mit Guido unterrichtet zu seyn. Auch sah es nach dem Schlusse der Geschichte grade so aus, als hätte sie ein Wort an ihn auf dem Herzen. Allein die Tochter vom Hause, der Nutzanwendung feind, welche der Vater, sehr zur Unzeit, förmlich aus der Geschichte zu ziehen suchte, nahm sie mit sich aus dem Zimmer.

Guido trat am andern Morgen mit auffallender Unruhe in die Wohnung seiner Freunde, wo er ebenfalls eine sehr widersprechende Stimmung fand. Blanken und Sophien hörte man im Nebenzimmer laut weinen. Die anwesende Mutter hatte rothe Augen und der Vater feierte, wie es schien, in stillem Auf- und Abgehen einen großen Triumph.

Die Sache enträthselte sich bald. Vor einer halben Stunde war die Nachricht gekommen, daß der bewußte Officier seinen Tod in der Schlacht gefunden hatte.

Die Thränen der Dame vom Hause flossen bei der Erzählung von neuem.

Gnädige Frau, sagte Guido, fassen Sie Sich. Denken Sie an meine Geschichte und deren innern Zusammenhang. Denken Sie Sich das Glück Ihrer Familie von dem Unglück der Kugel, die den Officier tödtete, als unzertrennlich. Diese Kugel gehörte vielleicht dazu ihre Ruhe so bald wieder herzustellen.

Der Hausherr faßte dankbar seine Hand und Guido fuhr fort: Lassen wir indessen die blutige Wirklichkeit: Ein Traum besserer Art mag sie für die nächsten Momente verdrängen, ein Traum, der die seltsamsten Gefühle in mir erregt und mich eben so früh schon in ihr Haus geführt hat. Sie sind gestern aufmerksame Zuhörer meiner Begebenheiten gewesen und der Traum ist so natürlich an jene angewachsen, daß seine Mittheilung mir Bedürfniß wird. Bei manchem leicht Erklärlichen, das er hat, ist ihm auch zugleich recht viel Sonderbares eigen.

Daß unter andern Julie eine Hauptheldin desselben war, darf man der gestrigen lebhaften Erinnerung an sie beimessen. Daß Julie

in diesem Hause, in dem ich jetzt meine meiste Zeit zubringe, sich wiederfand, das wird durch das Wesen der Träume im Allgemeinen erklärt, welche Zeit und Ort nur gar zu gern zu verwirren pflegen. Das Ganze aber hatte in der That den Anstrich von höherer Bedeutung, und ich weinte beim Erwachen wie ein Kind, daß — die beruhigenden Umgebungen des Traumes mir wieder entrissen waren. Doch zur Sache. Mir träumte, in diesem Zimmer mit Ihnen am Tische zu sitzen. Wir und Fräulein Blanka waren ganz allein. Auf einmal sehe ich auch die verstorbene Gattin am Arme meines Vaters mir gegenüber stehen. Er liebkosete ihr so, als ob er alles im Leben vielleicht Vernachlässigte wieder gut machen wolle. Mich sahen beide mit den zärtlichsten Blicken an, und zeigten dann auf die Thüre. Sie öffnet sich und Julie tritt an Sophiens Arme herein.

Meine Freude übersteigt alle Beschreibung. Drauf blicke ich wieder nach der Gegend, wo die Entschlafenen standen. Sie sind verschwunden. Alles aus dem Zimmer außer Julien, mit

der ich die Ringe wechsele. Nun erwachte ich und es war heller Morgen.

Der Traum gab Stoff zu einer Unterhaltung über Träume, die sich bis gegen Mittag verlängerte. Guido blieb zur Tafel, an der, sonderbar genug, die gewöhnliche Tischgenossin, Sophie, heute wirklich fehlte, ohngeachtet sie nichts hatte absagen lassen.

Die Dame vom Hause setzte Guido'n absichtlich grade so, wie er im Traume gesessen hatte, und er blickte unwillkührlich von Zeit zu Zeit nach der Erscheinung seiner Verstorbenen, das Eine Mal ganz plötzlich und wie von einer Stimme in seinem Innern aufgerufen.

Da öffnete sich in der That die Thüre und — Julie trat an Sophiens Arme herein. Die ganz unvorbereitete Ankunft der gräflichen Familie hatte Sophien bis dahin zurückgehalten.

Juliens und Guido's Erstaunen ging sogleich

in Entzücken über. Die Andern nahmen herzlichen Antheil.

Jetzt fand Guido sogar einen geheimen Zusammenhang mit seiner Neigung, in dieser Residenz zu verweilen. Auch seine besondre Vorliebe für Sophien, über die er selbst nicht hatte in's Klare kommen können, enträthselte sich nun. Sophie hatte vor Juliens Reise nach Italien tagtäglich mit der letztern gelebt, auch in ihrem Umgange, wie das nicht selten zu geschehen pflegt, gar viele Eigenheiten in der Art sich auszudrücken, im Gange, im Anzuge, ohne daran zu denken, von der geliebten Freundin entlehnt, und diese Eigenheiten waren es, von denen Guido an sie gefesselt wurde.

Uebrigens hatte Sophie die ganze Geschichte von Juliens Liebe in eine Menge vertrauter Briefe in Händen, war aber erst gestern bei der Erzählung darauf gefallen, daß der sogenannte Herr von Eibengrün der Gegenstand der Sehnsucht ihrer inniggeliebten Julie seyn könne.

Der Schluß ist zu errathen. Vorläufig war

das erfreute Paar schon durch den Traum verlobt. Der Segen der Aeltern und des Priesters folgte in Kurzem. Guido ging der Bestimmung nach, die ihm sein Vater vorgezeichnet hatte, und wenn dieser und Olivia auch nicht wirklich erschienen, so war es dem jungen Manne doch oft neben seiner glücklichen Gemahlin, als ob heilige Gefühle aus einer würdigeren Welt die segnende Nähe der Abgeschiedenen verkündigten.

Klara Mongomery.

Aus den Papieren des Chevaliers St. **ge.

Zehn unruhvolle Jahre hatte ich fern von meinem Vaterlande durchlebt. Der Auftrag des **er Hofes war mir willkommen, so bedenklich er auch an sich war. Ich nahm ihn mit raschem Entschluß an, weniger, um die feingesponnenen Fäden des Kabinets eben so fein zu verweben, als vielmehr meiner eignen Sehnsucht wegen, die mich schon lange unwiderstehlich nach dem geliebten Frankreich zog.

Ich hatte im Fluge die schönen Ufer des Rheines erreicht. Mit Mühe nur lernt' ich mich wieder finden, so sehr hatte der Krieg Alles verändert, Vieles auch entstellt. Um so liebender nahte ich mich nun jeder Stelle, welche mir in der alten befreundeten Gestalt entgegengrünte. Es war eben Weinlese. Wie heißt das Dorf, unten am Berge? fragte ich einen rothbäckigen Schwarzkopf von Winzer, der neben seiner Butte an einen volltraubigen Weinstock sich gestreckt

hatte und vesperte. Montremy, war die Antwort, aber ihr müßt dort seitwärts fahren, bei St. Maurice vorbei, sonst habt ihr ein böses Stück Weg. Ist's möglich, rief ich in frohem Erstaunen, bin ich bei Montremy, lebt wol der alte ehrwürdige Pfarrer zu St. Maurice noch? Hier wendete mir der Junge ein paar große blitzende Augen zu. Ei freilich — sagte er — ihr wollt ihn wol besuchen? Laßt mich nur meine Butte voll schneiden, dann führ' ich euch hin, wenn ihr wollt.

Ich sprang rasch aus dem Wagen und wollte dem freundlichen Burschen helfen, aber er legte mir so viel Trauben vor, und nöthigte mich zuzulangen, daß er früher fertig war, als ich. Nun wollen wir gehen, sprach er, und tanzte singend mit seiner Butte vor mir her.

Es währte nicht lange, so klopfte er an ein weißes Gartenpförtchen; es war schon geöffnet, und er schob mich hinein. Dort sitzt der Herr Pfarrer, sagt' er, nickte freundlich, und war mir aus den Augen, eh' ich Zeit hatte, ihm zu danken.

Ich erkannte augenblicklich in dem aufste-

henden Greise, der sein schwarzes Sammtkäppchen von dem silberweißen Haar abzog, meinen alten Freund und Wohlthäter. Er hieß mich freundlich, aber als einen Fremden willkommen und nöthigte mich bei ihm auf der Gartenbank Platz zu nehmen.

Kennen Sie mich nicht mehr? — fragt' ich und faßte seine Hand.

Er sah mich nachdenkend an, schüttelte dann lächelnd den Kopf und entschuldigte seine Vergeßlichkeit mit Altersschwäche.

Erinnern Sie sich nicht mehr — fuhr ich fort — eines vormaligen Officiers der königlichen Garde, der verwundet, entkräftet und hülflos bei Ihnen Sicherheit und Pflege fand?

Meines Wirthes Augen wurden blitzender. Er umarmte mich lebhaft und schmälte auf sich, daß er mich nicht gleich erkannt habe, dann besah er mich von allen Seiten, strich mir die Haare von der Stirn und zeigte mir die Narben, die damals bedeutende Wunden waren, und blutige Denkmale der Versailler Schreckensnacht. Er hatte nichts vergessen. Der Greis von einigen und achtzig Jahren wiederholte mir

die Scenen, die er aus meinen Erzählungen kannte, treuer, als mein eigenes Gedächtniß.

Wir saßen bis spät in die Nacht. Ich mußte meine Schicksale seit meiner Flucht erzählen, und dazwischen redeten wir mancherlei über die öffentlichen Verhältnisse. Mein Wirth lächelte oft, wenn ich begeistert von der schönen Frucht republikanischer Freiheit sprach, die der vergangenen Schreckensperiode nur zu ihrer Reife bedurft habe.

Reifen — sprach er — wird allerdings eine Frucht, und unser Glaube gebietet uns zu hoffen, eine heilsame; ob aber ihr Name republikanische Freiheit heißen werde, dürfte vielleicht noch zweifelhaft seyn. Unser Klima scheint ihr nicht günstig.

O Sie ewiger Zweifler! — rief ich etwas ungeduldig.

Erinnern Sie sich — fuhr er fort, und ward im Sprechen immer ernster — an Ihre Hoffnungen vor zehn Jahren. Sie wollten das Schwert damals nicht sehn. Es ist gefallen.

Ich sah ihn schweigend an. Auf seinem

Gesicht lag ein tiefer Ernst, und seine Augen suchten eine Thräne zu verbergen.

Wunderbarer Mann — sagt' ich — ja, ich erinnre mich, wie Sie den Tod des unglücklichen Königs ahndeten. Doch jetzt begreife ich Sie noch weniger.

Die Zukunft wird mich rechtfertigen, wie damals — erwiderte er, und stand auf. Mitternacht war nah. Mein Wirth wies mir ein Schlafzimmer an und entfernte sich.

Ich lag kaum in dem ersten Schlaf, als ein starkes Pochen und Klingeln mich aufweckte. An dem Fenster hörte ich, daß man den Pfarrer abrief, um einer Sterbenden das letzte Sacrament zu reichen. Das halbe Dorf war in Bewegung. Mein, sonst in seinem hohen Alter noch so rüstiger Wirth, trat mit wankendem Schritt aus seiner Wohnung und mußte sich wegen seiner Schwäche auf einen jungen Burschen stützen. Im Augenblick brachten die Nachbarn einen gepolsterten Lehnstuhl, und Männer und Jünglinge drängten sich, den herrlichen Greis wie einen Apostel durch das Dorf zu tragen. Die Kinder und Frauen gingen neben

dem Stuhl und faßten Lehne und Arme um nicht leer auszugehn, und den geliebten Greis auch vor jedem möglichen Schwanken zu schützen.

Er blieb lang' aus. Am Morgen hörte ich, die Kranke sei kurz nach ihrer Beichte während seiner Einsegnung verschieden.

Ich wollte meinen Freund in der ihm so nöthigen Morgenruhe nicht stören, und machte einen Spaziergang in die Weinberge. Ueberall standen die Dorfbewohner in kleinen Gruppen und unterredeten sich, wie es schien, über den Vorfall der vorigen Nacht.

Ich mischte mich in das Gespräch und fragte theilnehmend nach den nähern Umständen des plötzlichen Todesfalles. Die Leute sahen sich bedenklich an, endlich nahm einer von den Aeltesten das Wort:

Man darf heutzutage von solchen Dingen nicht sprechen — sagte er — aber ich weiß, was ich davon denke. Gestern Abend war Colette noch frisch wie Sie, und es that ihr kein Finger weh. Vom Tanzen soll es kommen und von der Erkältung. Freilich, der Tod will seine Ursache haben. Ich weiß am

besten, daß sie nach dem Abendbrot keinen Schritt getanzt hat. Schlug Sie es doch dem Matthieu ab. Hätte sie getanzt, sie lebte vielleicht noch.

Ich bat um nähern Aufschluß. Nach einigen Weigerungen fuhr der Sprecher fort:

Sagen es doch mehre, so kann ichs ja wol auch sagen! Colette saß mit den andern Mädchen, die nicht mehr tanzen mochten, unter den Linden, und da wurde mancherlei geschäckert. Endlich fällt's ihnen ein Versteckens zu spielen. Wie nun das junge Volk in allen Winkeln herumsucht, es war aber kaum so lange, als wir davon sprechen, so klatscht Colette in die Hände und ruft: Gefunden, gefunden! aber in dem Augenblicke schreit sie laut auf und fällt vor todt zur Erde.

Ich wollte eine Frage thun, aber der Alte fuhr gleich beantwortend fort:

Ja, was ihr widerfahren ist, das hat sie niemand gesagt. Gesehn hat sie etwas, das ist ausgemacht, denn warum hätte sie sonst gerufen: Gefunden? aber Manon, die sich versteckt hatte, konnte es nicht seyn, denn die

kam auf den Schrei ganz wo anders her gelaufen. Ich bleibe dabei, sie hat die verschleierte Braut gesehn, die ist ihr begegnet.

Die verschleierte Braut — fragte ich — was ist das?

Nun — fuhr er fort — meinen Glauben bring' ich niemand auf, aber ich hab' es von meinen Großältern erzählen hören, daß die sich manchmal sehn läßt, und vor sechs oder sieben Jahren wollte sie auch der alte Thomas gesehn haben. Man sollte damals nicht davon sprechen, unser Herr Pfarrer sah es nicht gern; aber der alte Thomas ist darauf gestorben.

Weiter konnte ich nichts erfragen, denn der Mann hielt mich für ungläubig und meinte, ich lachte ihn wol im Stillen wegen seiner Treuherzigkeit aus. Ein altes Mütterchen wollte gehört haben, diese sogenannte verschleierte Braut habe Zauberei getrieben und einem König mehr von der Zukunft sehen lassen, als sie erlaubt bekommen, dafür habe sie nun keine Ruhe bis alles was sie ihm vorgezaubert erfüllt sei. Ich hätte gern mehr gewußt, aber je angelegentlicher ich fragte, um so verschlossener wurden die

Landleute. Ich mußte also ohne Befriedigung meiner Neugierde zu meinem Pfarrer zurück.

Ich fand ihn wohl auf, und nur etwas ermattet. Sein Geist aber war zu meiner Verwunderung lebhafter als gestern, und er sprach über verschiedene Gegenstände mit einer Wärme, die oft sein Gesicht mit einem flüchtigen Jugendschimmer röthete.

Unser Gespräch lenkte sich bald auf das schnelle Ende des jungen Mädchens, und da ich bemerkte, daß ihn dieser Todesfall von neuem erschütterte, so wendete ich das Gespräch auf den Gespensterglauben des alten Bauers, und fragte nach der verschleierten Braut.

Es ist mir lieb — sagte der Pfarrer — daß Sie diesen Glauben nicht genährt haben. Ich sehe es ungern, wenn solche Dinge in meiner Gemeine zur Sprache kommen, und fürchtete schon gestern das Aufleben aller alten Sagen, die ich oft mit Mühe bekämpft habe, weil sie durchaus nicht für das Volk gehören.

Schon gestern? — wiederholte ich fragend.

Bei der Nachricht von Colette's Zufall —

setzte er hinzu — Sie hat wirklich etwas gesehn, was die Leute hier die verschleierte Braut nennen, und der Schreck hat ihr den schnellen Tod verursacht.

Sonderbar! — rief ich und sah ihn zweifelhaft an — Wie konnten sie aber gleich auf eine Erscheinung rathen? Hier muß in der That ein sehr räthselhaftes Geheimniß verborgen liegen!

Mein Wirth schwieg. So wenig seine Miene Verlegenheit zeigte, so glaubte ich doch das Gespräch möchte ihm unangenehm seyn und lenkte es auf andre Gegenstände. Allein er unterbrach mich bald selbst.

Sie sind mir schon bei unsrer ersten Bekanntschaft lieb geworden — sagte er mit einem unbeschreiblich liebreichen Blick — daß Sie nach Verlauf von zehn Jahren sich eines alten Mannes noch so freundlich erinnern, macht Sie mir doppelt theuer. Wollen Sie mir wol eine Bitte nicht abschlagen?

Ich gab ihm die herzlichsten Versicherungen.

Sie stehn — fuhr er fort — im Begriff nach der Hauptstadt abzureisen — Verschieben

Sie diese Reise einige Zeit. Nehmen Sie mit einer Wohnung vorlieb, so gut ich sie Ihnen bei mir anbieten kann.

Ich war etwas überrascht, und erinnerte ihn an die Absicht meiner Reise, die keinen Aufschub und keine Verzögerung verstatte.

Er lächelte.

Ihre Reise ist vergebens — erwiderte er — doch ich weiß, daß der Auftrag Ihres Hofes wenigstens den Versuch ihn zu vollziehen nöthig macht. Reisen Sie also, nur aber heut, und wo möglich morgen nicht, sonst ist Ihre Reise nicht allein unnütz für Ihren Hof, sondern auch verderblich für Sie.

Er sagte die letzten Worte mit einem Ernst, der mich erschütterte. Indem er aber diese Wirkung seiner Rede auf mich bemerkte, fuhr er sanfter fort:

Ihr Zweifel, den ich in Ihren Augen lese, ist sehr natürlich. Allein, erinnern Sie sich, es ist nicht das erstemal, daß das Unwahrscheinliche doch wahr wird.

Ich dachte an unsre frühern Gespräche. Seine Reden waren, wie Weissagungen vom

Erfolg wunderbar bestätigt. Die Schnelligkeit, mit welcher ich gereiset war, übertrug reichlich die Verweilung von ein paar Tagen. Nach einigem Besinnen sagte ich ihm zu bis morgen zu bleiben. Er umarmte mich und dankte mir, als hätt' ich ihm eine Wohlthat erzeigt.

Aber — setzte ich hinzu — werden Sie mir nun die Bitte gestatten, um einigen Aufschluß über Ihre Vermuthungen? Wie kann diese Reise verderblich für mich seyn, und warum eben nur heut und morgen?

Sie sollen alle Befriedigung haben — sagte er — die ich Ihnen geben kann, und die in dergleichen Dingen möglich ist. Die Zeit unsres Zusammenseyns wird hinreichen, Sie mit einer Begebenheit bekannt zu machen, die seltsam genug ist, um einen Zweifler zur Aufmerksamkeit zu bewegen. Doch, ich will Ihnen nicht erzählen, Sie sollen selbst sehen und untersuchen, worauf meine Voraussagungen und zugleich die Sagen von der verschleierten Braut sich gründen. Kommen Sie!

Er nahm seinen Knotenstock und faßte mich unter den Arm. So gingen wir durch

dasselbe Gartenpförtchen, durch das ich gestern hereingetreten war.

Unser Weg führte uns bald aus den Weinbergen in einen reizenden Grund. Wir gingen den grünen Ufern eines klaren Baches nach, der durch die Mitte des Thales rauschte. Oftmals war der Weg so eng, daß die Bäume auf den Bergen über uns mit den Aesten in einander griffen, und unsre Stimme zwischen den nahen Felswänden schwirrend widerhallte. Bald aber erweiterte sich das Thal, und unter dem wilden Buschwerk zeigten sich hier und da Spuren vormaliger Regelmäßigkeit. Buchenwände, die seit vielen Jahren der Scheere des Gärtners entwachsen waren, breiteten sich aus und hatten die Statuen, die sonst in ihren ausgeschnittenen Nischen standen, mit den hervorwachsenden Zweigen umschlungen und nicht selten umgestürzt. Trockene Bassins zeugten von vormaligen Bädern und Wasserkünsten und die künstlichen Blumenstücke von buntem Glas und Porzellan ließen keinen Zweifel, daß ein Garten mit aller symmetrischen Eleganz des Geschmacks früherer Zeiten hier geglänzt hatte.

Die freie Natur siegt doch überall! — sagt' ich zu meinem Führer, als wir eben bei einem Taxus vorübergingen, der seinen vormaligen Pfauenschnitt in eine lächerliche Karikatur ausgebreitet hatte.

Nur etwas ungraziös und zerstörend — antwortete mein Wirth — und zeigte mir eine schöne Jupiterstatue, welcher der Pfauenschweif im Ausbreiten die blitzende Rechte mit dem olympischen Haupte abgestoßen hatte.

Schade — rief ich — führt denn hier Niemand einige Aufsicht?

Er lächelte.

Dieser Garten — sagte er nach einer kurzen Pause — gehört zum Schlosse Montremy. Es empfand in jener Schreckenszeit das Schicksal mehrer Gebäude, die der Reichthum ihrer Besitzer seit Jahrhunderten verschönert hatte. Wir werden bald die Ruinen davon sehen, denn anders ist das Vorhandene, so weitläuftig und groß es auch noch ist, gegen die frühere Pracht nicht zu nennen. Seit jener Zeit steht alles hier wüst. Montremy mit seinen schönen Umgebungen, ward eine Wildniß,

die jeder dem es beliebt nach seinen Einfällen benutzt, wie er es eben kann und vermag.

Wir hatten uns mühsam durch die dichtverwachsenen hohen Büsche gedrängt. Eine steile Wand schien uns den Weg zu versperren. Wenden Sie sich nur wenig Schritte zur Linken, rief mein Führer mir zu, indem er das Gestripp zurückbeugte. Eine schmale Oeffnung zeigte sich. Der Pfarrer faßte meine Hand, und führte mich einige Schritte durch dichtes Dunkel, das bald von oben durch matt einfallendes Licht erhellt wurde. Ich erkannte in dieser Dämmerung eine ziemlich verfallene Treppe, wir stiegen hinauf, nicht ohne einige Beschwerde. Aber das Ende unsers Weges belohnte reichlich die aufgewendete Mühe. Wir standen auf der Anhöhe von Montremy. Vor uns breitete sich die herrliche Gegend, als hätte sie die Natur wie ein Panorama für diesen Gesichtspunkt gebildet. Weinberge im lebendigen Gewühl der Erndte; neben den Bergen hier fruchtbeladene Thäler, dort furchtbare Gründe zwischen wolkenhohen Felsen; in der Nähe rauschende Bäche mit schäumenden

Fällen unter lachenden Gärten und Wiesen, in der Ferne der breite, majestätische Strom, und hinten am Horizont die nimmergrünen, weitleuchtenden Berggipfel von Eis und Schnee — ich wurde nicht müde die Pracht zu bewundern, und hätte noch lange in Entzücken verloren gestanden, wenn mein Führer mich nicht erinnert hätte, auch die andre Seite unsrer Umgebung zu betrachten. Ich wendete mich, und vor meinen Blicken lag das Schloß Montremy. Die schwarzen, mit Moos und Dornen durchwachsenen Trümmer zeugten noch unwidersprechlich von der ehmaligen Pracht des Schlosses und dem bedeutenden Reichthum seiner Besitzer. Ein großer Theil des Innern war vom Feuer verzehrt, das der wilde Pöbel aus blindem Haß gegen alles, was auf ererbten Wohlstand und hergebrachte Vorzüge deutete, auch in dieses Schloß geworfen hatte. Aber selbst die wilde Gewalt der Flammen schien in dem weiten starken Gebäude ermattet zu seyn, und bei weitem der größte Theil stand noch unversehrt, und bloß durch mehrjährige Verödung eingewildert. Wir besahen verschiedene Zim-

mer, einigemal glaubt' ich am Ende zu seyn, aber eine verborgene Thüre führte dann in eine neue Reihe von Gemächern, die durch größere Verborgenheit besser vor der Zerstörung und Plünderung geschützt gewesen waren.

Sie sollen nun die verschleierte Braut sehn — sagte mein Freund, indem er in einer kleinen Kapelle eine verborgene Thür' öffnete, die durch einen schmalen Gang zu einer ziemlich geräumigen Halle führte.

Wir traten ein. Meine Augen mußten sich erst an die Dämmerung gewöhnen, denn das sparsame Licht, das einzig durch eine Oeffnung in der Kuppel die Halle beleuchten konnte, war durch überhängendes Gesträuch zum ganz matten Schimmer abgestumpft. Endlich sonderten sich die Gestalten vor meinen Augen aus der Dunkelheit. Die Wände der Halle waren in dem Geschmack der vorigen Zeit mit düstern Bildern und Emblemen des Todes verziert. Dem Eingang gegenüber stand, in einer, der Wand eingehauenen Nische auf einem ziemlich hohen Fußgestell eine Statue. Die dumpfe Luft in dem feuchten verschlossenen Gewölbe war ihrer Erhal-

tung nicht günstig gewesen, doch schien sie mir bei näherer Betrachtung von guter Arbeit und nicht so gar alt. Neben ihr in der Nische lehnte der zerbrochene Schaft einer starken Lanze, an der andern Seite war eine Verzierung angebracht, in der man mit Mühe einen zerrissenen Kranz und einen Nonnenschleier errathen konnte.

Ist das die sogenannte verschleierte Braut? fragte ich meinen Freund.

Sie ist es — war die Antwort — Lesen Sie die Inschrift.

Das Postament enthielt nichts als die einfache Aufschrift Klara Mongomery. Indem ich aber mich beugte, bemerkte ich, daß wir auf einer glänzenden Metallplatte standen. Die Schriftzüge darauf waren deutlich erhalten. Ich las: Klara Mongomery aus dem Hause Limeuil, geboren 1543, gestorben 1559. Unter dieser Aufschrift waren mehre Zeilen von verschiedenen Händen eingegraben. Ich glaubte die gewöhnliche Gattung von Inschriften zu finden, mit welchen manche Reisende ihre Anwesenheit an merkwürdigen Orten

zu bezeichnen pflegen; allein, wie erstaunt' ich, als ich las: ist gesehn worden den zwanzigsten des Julius 1589, erschien den vierzehnten des May 1610. Dergleichen Nachrichten folgten noch einige. Voll Verwunderung sah ich meinen Führer an.

Soll ich das für Scherz oder für Ernst halten — fragte ich.

Der Scherz — erwidert' er — wär diesem Orte nicht angemessen.

Aber der Ernst — fuhr ich fort — noch weniger unsrer Zeit. Sollen wir anfangen wieder Ammenmärchen zu glauben, die gesunde Philosophie längst lächerlich gemacht hat?

Muthe ich Ihnen denn an, irgend etwas zu glauben? — gab er mir zurück — Ich zeige Ihnen hier Monumente der Geschichte, deren Aechtheit freilich der Kritik zur Untersuchung überlassen bleibt, die aber vor dieser Untersuchung eben so wenig für unglaubwürdig als für glaubwürdig angesehn werden können.

Sonderbar! — erwidert' ich — Wenn hier eine Inschrift gefunden würde, in welcher Cyrus dem Alexander ein Denkmal weihet, würden Sie

es für ächt halten, oder auch nur der Untersuchung würdig finden.

Nein — antwortete er kurz und entschieden.

Ich deutete fragend auf Bild und Schrift. Er fuhr fort:

Warum also diese Inschriften, wollen Sie sagen. Weil, antwort' ich, ihre Unächtheit nicht durch sichere historische Monumente, sondern durch unsichere, schwankende, veränderliche Meinungen und Ansichten von einer uns fremden Welt, angedeutet wird. Oder, soll mir die gestrige Erfahrung, die von mehrern, Ihnen unbekannt gebliebenen bestätiget wird, nicht wenigstens eben so viel gelten, als das Raisonnement unserer Philosophen, das sie nach ihren, eben nicht unveränderlichen und sich fast immer widersprechenden Systemen über Dinge hören lassen, von welchen sie selbst keine Erfahrung zu haben versichern? — Doch ich habe Ihnen nur eine Erzählung versprochen. Die Prüfung ihrer Möglichkeit bleibe Ihnen selbst überlassen.

Nur noch Eine Frage — fiel ich ein. — Wenn Sie an der Wahrheit oder Möglichkeit dieser Dinge nicht zweifeln, warum sprechen

Sie zu Ihrer Gemeine wider Ihre bessere Ueberzeugung? Ein alter Bauer versicherte mich, daß Sie schon früher sich gegen die Meinung von dieser Erscheinung erklärt haben.

Mein Freund — erwidert' er ernst — der Quell der Wahrheit ist so lauter und heilig als die Natur. Durch falschen Gebrauch werden Erzeugnisse der Natur für den Körper zerstörend, sollte es Sie befremden, wenn auch bei Wahrheiten für den Geist dieselbe Vorsicht nöthig wär, die wir, zum Beispiel, bei Giften für den Leib anwenden? Durch meinen Widerspruch werde ich überhaupt niemand vom Geisterglauben abbringen. Dieser liegt zu tief in der menschlichen Natur und Eine Erfahrung schlägt alles Raisonnement dagegen nieder, wie Sie selbst an den Sprechern in meiner Gemeine bemerkt haben. Wollte ich aber, als Geistlicher, diesen Glauben in Schutz nehmen, wie bald würd' er unter Leuten von mehr Einbildungskraft als Verstand, in den verderblichsten Aberglauben ausarten.

Ich blickte nochmals nach den Inschriften. Kennt man wol — fragt' ich — die Personen,

welche diese wunderbaren Erscheinungen hier bezeugen?

Mein Führer lächelte, wie es mir schien über die letzten Windungen meines Unglaubens.

Die letzten beiden Nachrichten — sagte er — habe ich eigenhändig eingegraben, die unmittelbar vorhergehende schrieb mein unvergeßlicher Freund Monthollon. Er war Sekretär bei dem letzten Besitzer von Montremy, ein Mann von hellem Geist und festem, treuem Gemüth. Es ist billig, daß ich seinem Andenken, in der Erzählung, die ich Ihnen schuldig bin, einige Worte widme. Zuvor aber lassen Sie uns unsre Wanderung vollenden.

Wir durchstrichen noch einige Gemächer des Schlafgemaches, und gelangten endlich wieder auf die Anhöhe, wo mich bei dem Eintritt in das Schloß die herrliche Aussicht entzückt hatte. Wir setzten uns auf eine dunkelbemooßte Steinbank, und mein alter Pfarrer fing ohne Einleitung seine Erzählung an:

Auf dieser Bank saß ich in den bessern Zeiten von Montremy fast täglich mit meinem Freund Monthollon, wenn an heitern

Abenden die Sonne hinter dem Schlosse sank, und die Schneehäupter der fernen Berge über den dunklen Thälern in den letzten Strahlen des Abendrothes glühten. Dann verjüngten wir unser Alter mit Erinnerungen aus den frohen Jugendjahren, und, da wir beide in unserm thätigen Leben Stoff genug zur Mittheilung gesammlet hatten, so wurden wir uns täglich unentbehrlicher. Was in des Einen Erfahrungen sich noch chaotisch darstellte, wußte die Einsicht des Andern zu gestalten, und hätte auch einer zuweilen etwas trübe Laune mitgebracht, so schied er gewiß beim Abschiedshändedruck mit heiterem Sinne. Mit einem Wort: die ächteste und innigste Freundschaft war zwischen uns.

Es war mir daher sehr befremdend, als er eines Tages — ungefähr ein Jahr vor den Greuelscenen in dieser Gegend — mit den Zeichen der tiefsten Bekümmerniß neben mir saß, und plötzlich als ich auf die heitern Umgebungen deutete, sein Gesicht verhüllte, um einen Strom von Thränen zu verbergen, den sein männlich festes Gemüth nicht bezwingen konnte.

Montholon, was ist dir! rief ich höchst erschrocken und fast außer mir. Er umarmte mich, und deutete still, ich sollte nicht in ihn dringen; so schwebt' ich lange in peinlicher Erwartung, bis die Heftigkeit seiner Empfindung sich so weit gemäßiget hatte, daß er sprechen konnte.

Traurige und furchtbare Zeiten nahen sich, sprach er mit bebender Stimme, unsre glücklichen Tage sind vorüber. Armes, unglückliches Land!

Mein Erstaunen wuchs. — Was ist geschehn? rief ich, welche Nachricht hat dich so heftig erschüttert?

Keine Nachricht — erwidert' er mit schmerzlichem Lächeln — die Zeit ist erfüllt. Frankreichs furchtbare Tage beginnen. Unglückliches Land! Unglücklicher König!

Für mich waren diese Worte damals Räthsel. Die Zeit wird bald Alles aufklären, sagte Montholon. Zu weiterem Aufschluß konnten meine Bitten ihn nicht bewegen. Er blieb düster, sprach wenig, und jedes seiner Worte klang wie das dumpfe Wehe! eines Propheten.

Wir schieden zum ersten Male bekümmert von einander.

Noch diesen Abend hörte ich unter meiner Gemeine halblaute Aeußerungen über die Erscheinung der verschleierten Braut. Ich hatte diesen Glauben als eine dunkle Tradition schon bei Antritt meines Amtes vorgefunden. Alte Landleute wollten von ihren Eltern und Großeltern Sagen von solchen Erscheinungen gehört haben. Selbst hatte niemand etwas gesehen, und die meisten lachten über die Schleierbraut, wie über andre ähnliche gespenstische Wesen in alten Volkssagen. Jetzt wollte ein Knabe etwas in einem Hofe des Schlosses gesehn haben, das er selbst nicht genau zu beschreiben wußte. Ein alter Winzer erinnerte an die vormaligen Erscheinungen der verschleierten Braut und so ward die Vision des Knaben zu einer neuen Erscheinung gestempelt, daß ich Mühe genug hatte, der Verbreitung unzähliger Gespenstergeschichten entgegen zu arbeiten, die aus der zweideutigen Erzählung des Knaben zusammengedichtet wurden.

Die Aufmerksamkeit der Landleute wurde

aber bald von diesen Spielen der Fantasie auf wichtigere Gegenstände gelenkt. Nachrichten aus der Hauptstadt deuteten auf Abstellung mancher Mißbräuche und auf den erwachenden Muth im Volke sein Recht gegen die Anmaßungen der höhern Stände geltend zu machen. Unser lebhaftes Völkchen vergaß alles andre über den glänzenden Aussichten, welche die Zulassung von Deputirten des dritten Standes bei der Reichsversammlung zu eröffnen schien, und wen hätte auch nicht damals die Hoffnung auf eine große Revision der wichtigsten Angelegenheit der gesammten Menschheit mit Enthusiasmus erfüllt! Nur Montholon wurde immer düsterer; oft schien er mit sich zu kämpfen, ob er mir ein ungern zurückgehaltenes Geheimniß anvertrauen sollte, aber immer, wenn ich auf Mittheilung hoffte, fertigte er mich mit der Hinweisung auf eine andre Zeit ab.

Diese Zeit kam nur zu bald. Die Zerstörung der Bastille gab das Signal zu den furchtbaren Scenen, die bald darauf das ganze Land erfüllten. Auch in unsrer Gegend brach die gräßliche Gährung los. Ohne es selbst zu wol-

len, wurden die Einwohner von Montremy von dem Strom ihrer Nachbarn fortgerissen. Lassen Sie mich die Schrecken jener Nacht verschweigen! Montremy stand in Flammen. Blutige gemißhandelte Leichname lagen umher, der wüthende Haufe tobte im Innern des Hauses durch die Zimmer und suchte den Schloßherrn. Schon waren die Wilden an seinem Schlafgemach, die Thüren splitterten von Kolbenstößen und Beilschlägen, kaum konnte der Unglückliche halb bekleidet mit wankenden Knieen durch eine geheime Thüre entweichen. Jetzt sprengte der letzte Schlag das Schloß, da warf sich der brave Montholon dem wüthenden Schwarme entgegen, er kämpfte mit übermenschlicher Kraft, bis er von Wunden zerrissen, erschöpft zu Boden sank, aber der Schloßherr hatte indessen Zeit gewonnen zu entfliehn, er war gerettet.

Der Morgen dämmerte, als ich meinen sterbenden Freund, vom Blutverlust ohnmächtig, auf dem Boden fand. Ich verband seine Wunden. Der wilde Haufen hatte seine Wuth in Zerstörung abgekühlt und zog mit dem Mor-

genroth lärmend weiter. Unbekümmert um das Feuer, das, sich selbst überlassen, in dem Schlosse wüthete, beschäftigte ich mich einzig mit meinem Monthollon. Es gelang mir, ihn zur Besinnung zurückzubringen, ach! nur auf wenig kurze Minuten. Er sah mich lange an. Ich hab' es dir zuvor gesagt — sprach er schwach — und dieses sind nur Vorboten größerer Greuel. Ist der Marquis gerettet?

Ich bejahte es.

Gottlob! — rief er — So muß ich dir also das Geheimniß entdecken. Eile jetzt auf mein Zimmer. In meinem Arbeitstisch findest du ein versiegeltes Packet mit der Aufschrift: Klara Mongomery, die verschleierte Braut. Eile — rief er nochmals, als ich etwas zögerte — Eile, eh' vielleicht die Räuber oder die Flammen das Papier ergreifen.

Ich that, wie mein Freund wünschte und brachte das bezeichnete Papier. Monthollon schien sich etwas zu erholen. Einige von den treuesten Dienern und mehre wohlwollende Landleute kamen aus den Schlupfwinkeln, in welchen sie sich vor der Rotte verborgen hatten,

hervor. Mit ihrer Hülfe gelang es mir, die Flammen zu dämpfen, und meinem Freunde seine letzten Stunden wenigstens zu erleichtern. Nach einem kurzen Schlummer winkte er mich an sein Bette, entfernte die Umstehenden, und fragte angelegentlich nach dem bewußten Packet.

Ich versicherte ihn, daß es wohl aufgehoben sei.

Glaube nicht — erwiderte er — daß ich dir unwichtige Papiere vertraue, weil die Aufschrift auf etwas märchenhaftes zu deuten scheint. Diese verschleierte Braut ist keine leere Volkssage, kein Fantom aufgereitzter Einbildungskraft. Ich habe sie selbst gesehn. Jene Papiere werden dich überzeugen, daß ich nicht in Fieberfantasien spreche. Erinnere dich an jenen Abend, wo ich zum erstenmal die traurige Zukunft beklagte, die dem Lande bevorsteht. Damals hatt' ich zum zweitenmal die unglückdrohende Erscheinung jener Klara gesehn.

Zum zweitenmal? — widerholt' ich.

Das erstemal — fuhr er fort — war es vor dem Tode des vorigen Königs. Frage mich

nicht, jene Papiere unterrichten dich über alles, und ich habe dir wichtigeres zu entdecken:

In einer unbekannten Halle des Schlosses: er beschrieb mir den Weg, den wir vorhin gingen — steht ein steinernes Bild mit der Unterschrift: Klara Mongomery. Die letzten Besitzer des Schlosses, die selten und immer nur auf kurze Zeit hier wohnten, waren selbst unbekannt mit der alten Tradition von diesem Bilde. Mancher hatte es vielleicht niemals gesehn. Einst aber, als ich einige Urkunden im Archiv ordnete, fand ich die Originale jener Papiere, welche dir vertraut sind, und dadurch geleitet, entdeckte ich nach manchem vergeblichen Suchen die Halle mit dem Bilde. Meine Philosophie, die bisher alles Wunderbare, dem Geist, oder vielmehr der Frivolität unsers Zeitalters gemäß, verlacht hatte, war beschämt. Denn zwei inhaltreiche Jahrhunderte lagen profetisch aufgedeckt vor mir. Könige fallen, Throne werden Blutgerüste, die Ungeheuer steigen auf. . .

Die Rede Monthollon's ging hier in wilde Fantasien über, welche sie mir unverständ-

lich machten. Vergebens suchte ich ihn zu besänftigen. Er kannte mich nicht mehr, nannte mich Thronräuber und stieß mich mit Heftigkeit von sich. Endlich ward seine Fantasie milder, er sprach von wiederkehrendem goldenen Zeitalter, wo die Eisenkrone sich in Gold umwandeln und über die ganze Erde leuchten werde. Dann verschied er mit dem heitersten Lächeln auf dem erblaßten Gesicht.

Der ehrwürdige Greis von St. Maurice schwieg hier und weihte dem Andenken seines Freundes eine stille Thräne.

Lassen Sie uns sein Grab besuchen — sagte ich gerührt, und er drückte mir mit einem Blick der wärmsten Freundschaft die Hand.

Das Vermächtniß meines Freundes — fuhr er nach einer kleinen Pause fort — zog nun meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Es bestand in einer Sammlung von Briefen und einigen alten Nachrichten. Sie sollen das Ganze sehn und lesen; ich gestatte Ihnen sogar, wenn Sie die Mühe nicht scheuen, eine Abschrift davon zu nehmen. Denn da der Marquis in der Schlacht von Quiberon mit seinen

beiden Söhnen geblieben ist, so darf ich dieses Familiengeheimniß nun wol als mein Eigenthum betrachten. Sie werden in diesen Papieren den Wahrsagergeist finden, der meine Reden gegen Sie zu Prophezeihungen machte, und Sie in den Stand setzen wird, mit einiger Sicherheit in die Begebenheiten der nächsten Jahre zu blicken.

Meine Neugierde war gespannt. Doch glaubt' ich, die Wichtigkeit, welche mein Wirth auf jene Papiere legte, mehr dem Enthusiasmus für seinen geliebten Montholon, als den Urkunden selbst zuschreiben zu müssen.

Den ganzen Tag hinderten Amtsgeschäfte den Pfarrer, sein Versprechen zu erfüllen. Erst am Abend übergab er mir die versprochenen Papiere. Ich glaubte meinen Augen kaum, als ich statt der gehofften Wichtigkeiten eine Art Roman in Briefen eines jungen, verliebten Mädchens fand. Ich blätterte einige Zeit, und endlich, überzeugt, mein Wirth müsse sich vergriffen haben, legte ich die Papiere etwas verdrüßlich über die getäuschte Erwartung bei Seite.

Der heitre Morgen weckte mich frühzeitig,

und zum Zeitvertreib nahm ich jene Briefe wieder zur Hand. Ich fand bald, daß ich gestern zu schnell geurtheilt hatte. Mein Erstaunen wuchs, als ich auf die Stellen kam, die meinem Wirth und seinem Freunde die Aussicht in die Zukunft geöffnet hatten, und ohne langes Besinnen ergriff ich Feder und Papier, froh der gestatteten Freiheit, mir Abschrift dieser wundervollen Briefe nehmen zu dürfen. Die Nothwendigkeit meine Reise bald fortzusetzen, beschränkte mich indessen auf Auszüge und eine Auswahl dessen, was auf meinen Zweck die nächste und unmittelbarste Beziehung hatte.

1.

Klara an Frau von Limeuil.

Deine Besorgnisse um mich sind ungegründet, meine gute Mutter. Frau von Brissac wird dir dasselbe geschrieben haben, aber, wie ich mir einbilde, in andrer Rücksicht, als du es gern hörst. Du weißt, sie athmet nur in

der großen Welt, und nichts scheint ihr tadelhaft, oder nur bedenklich, als was vor dem Hofe nicht bestehen kann. Sie mag in ihrer Art auch Recht haben. Die Königin schätzt sie sehr und hat mir einigemal gesagt, ich könnte in keinen bessern Händen seyn. Halte du dich aber nur an das, was ich dir selbst über mich schreibe. So gut ich der Frau von Brissac bin, so kann ich doch mit ihr nicht so von Herzen weg plaudern, als mit dir, meine Mutter. Ich weiß, du gönnest mir jeden Genuß, zu den meine Jugend und meine Verhältnisse berechtigen, darum bin ich ängstlicher, daß ich dir etwas verschweige, als daß ich dir zu viel entdecke. Laß aber die Brissac von meiner Offenherzigkeit nichts merken, sie lacht sonst über mich und fragt mich aus, denn du glaubst nicht, was sie vor eine kluge Frau ist.

Daß die Königin mir sehr gewogen ist, hast du schon oft gehört. Natürlich bemerken das auch andre und zeichnen mich aus. Anfangs, wie mir das bunte Hofleben noch neu war, kam es mir gar drollig vor, wenn die großen Herren, die ich mir immer wie die

Bil-

Bilder auf unsrem Schlosse mit wichtigen Mienen gedacht hatte, sich um mich kleines Ding drängten und mir Artigkeiten sagten. Jetzt finde ich mich schon besser drein, und die Brissac ist mit mir zufrieden.

Die Königin läßt mir auch Zutritt zu ihren Privatzirkeln, wo Gelehrte nnd Künstler sich bei ihr versammeln. Sie findet nämlich sehr viel Geschmack an Wissenschaften und hat sogar einen Sterndeuter in ihrem Dienst. Er heißt Roger und ist ein Florentiner von Geburt. Mir könnt' er nicht den Augenblick gefallen. Weil aber die Königin viel auf ihn hält, so gehört es zum guten Ton sich von ihm die Nativität stellen zu lassen. Manche sagen gar, er sei ein Zauberer, und er läßt sich solche Vermuthungen gefallen, ohne zu widersprechen. Ich glaube aber nichts davon, denn er ist der eitelste Mensch von der Welt, und ließ sich wol noch schlimmere Dinge nachsagen, nur, um für etwas ungewöhnliches zu gelten. Er wollte mir auch die Nativität stellen, und weil ich ihm auf seine wunderlichen Fragen nicht antworten wollte, ward er böse,

und wollte mir weiß machen, er säh an meiner Stirn, daß ich ein paar Jahrhunderte leben würde. Da siehst du gleich, daß es mit seiner Kunst nur Tändelei ist. Er ward auch tüchtig ausgelacht.

Indessen gab dieser drollige Vorfall Veranlassung zu den fatalen Versen auf mich, die ich aber nur fatal nenne, weil sie dir, mein gutes Mütterchen, Besorgnisse gemacht haben. Du mußt indessen bedenken, daß hier am Hofe alles Verse macht, und alles beverselt wird. Sage ich dir nun zum Ueberfluß, daß die beiden verrufenen Sonets nicht etwa von ein paar galanten Rittern herrühren, die sich deine Klara zur Dame ihres Herzens ausersehn haben, sondern von den berühmten Dichtern Ronsard und Jodelle, die den Sterndeuter mit auslachen halfen, so gönnst du mir wol den kleinen Triumf über die andern Hoffräuleins, die um ein Sonet von diesen Lichtern des poetischen Siebengestirns gern ihren besten Kuß zahlten. Ich habe sie aber umsonst.

Bei Hofe und in den Privatzirkeln der

Königin sind, wie du leicht denken kannst, nicht lauter Damen, und eben so wenig lauter alte mürrische Herren. Man spricht, scherzt und tändelt mit einander, und deine Klara ist nicht die letzte unter den fröhlichen und muntern Fräuleins. Aber eine Herzensangelegenheit, wie sie es nennen, hab' ich wahrhaftig nicht. Du schreibst mir darüber so bedenklich, als drohete mir die größte Gefahr. Alle Hoffräuleins haben ihre Anbeter, und man will es mir gar nicht glauben, daß ich keinen, wie man hier sagt, heimlich begünstige. Aber ich gestehe dir, es macht mir peinliche Langeweile, wenn ich zu Zeiten die Unterhaltungen solcher Begünstigten mit ihren Damen anhöre. Ist denn darin etwas so Anziehendes, daß du mich so ernsthaft vor solchen Verbindungen warnst?

Sei versichert, ich bin so aufmerksam auf mein Herz, daß mir nicht das geringste darin entgehen kann, und von Allem, was in seinem geheimsten Kabinet sich ereignet, erhältst du auf der Stelle treuen Bericht.

2.

Klara an dieselbe.

Ich werde der Brissac recht gram. Sie bringt mich am Ende noch um dein Vertrauen. Zwei Kavaliers sollen um mich Lanzen gebrochen haben! Ich möchte darüber lachen, wenn mir nicht so weinerlich ums Herz wär, weil du schon wieder um mich besorgt seyn wirst. Hör' also geschwind die lächerliche Geschichte vom Anfang bis zum Ende:

Bei der Königin hatt' ich das Glück mit der Gemahlin des Dauphins, der jungen Königin Maria bekannt zu werden. Was der Ruf von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit sagt, gibt dir keinen Schatten von ihrem wirklichen Bilde. Neben ihr besteht kein andrer Reiz, und gleichwol sind die Frauen fast eben so verliebt in sie, als die Männer. Weil ich fast von gleichem Alter und von demselben Temperament mit ihr bin, so hat sie mich gern um sich und wir sind ziemlich vertraut mit einander. Ihr Gemahl, der Dauphin, liebt sie mit

einer Glut, die ihn selbst verzehrt, allein er hat so viel Schwäche gegen seine Mutter, und diese hält ihn in so strenger Abhängigkeit von sich, daß Maria alle Feinheit ihres Geistes nöthig hat, um ein erträgliches Verhältniß gegen die Königin, die gern allein herrschen möchte, zu behaupten.

Du solltest sie hören, wenn sie zur Laute alte schottische Balladen singt! Zuweilen wählt sie dazu einen nationalen schottischen Anzug und der Kontrast dieser rauhen nordischen Tracht mit der zaubergleichen Lieblichkeit ihres Gesichtes, erhöht nur, wenn dieß möglich ist, ihre Schönheit. Gewöhnlich kleidet sie sich bei mir um, denn sie beträgt sich mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit, und nennt mich oft ihre kleine Schwester, wenn sie mich zur Schottin herausgeputzt hat, und dann gehen wir zusammen zu der Königin.

Unter den Herren, welche dieser Schönheit ihren Verstand geopfert haben, ist auch ein gewisser Chastelard. Seine Bekannten haben ihm weiß gemacht, er gleiche seinem Ahnherrn, dem berühmten Ritter Bayard. Darauf ist

er so eingebildet, daß er sich für unwiderstehlich hält, und sich in den Kopf gesetzt hat, die Dauphine Maria zu erobern. Er drängt sich bei allen Gelegenheiten an sie, bringt ihr Verse, die er sich von Ronsard machen läßt, und erhebt seine Göttin darin bis über die Sterne. Die Königin Maria, die gegen jedermann leutselig ist, spricht dann wol mit ihm, und läßt sich seine poetischen Huldigungen gefallen, ich weiß aber recht gut, daß sie ihn nicht leiden kann, denn sie geht ihm aus dem Wege, so oft sie ihn von weitem merkt, und nennt ihn nur ihren Ueberlästigen.

Seit einiger Zeit suchte nun dieser alberne Mensch meine Bekanntschaft, und muthete mir an, für ihn bei meiner königlichen Freundin zu sprechen. Ich wieß ihn, wie du denken kannst, damit rund ab, aber einmal trieb er es so weit, daß er, unter dem Vorwande mich zu sprechen, sich in meinem Kabinet versteckte, als ich eben der schönen Maria einen Scherz bei der Königin ausführen half.

Wir kamen beide lachend zurück, und legten unsre Verkleidungen ab, als Chastelard

die Verwegenheit hatte, hervorzutreten und der jungen Königin von Schottland fußfällig seine Liebe zu gestehn. Sie wies ihn mit äußerster Strenge zurück und befahl ihm, augenblicklich sich zu entfernen. So erschrocken ich selbst war, so konnt' ich sie doch kaum von meiner Unschuld an diesem Vorfall überzeugen, denn sie blieb dabei, ich habe Chastelard zu diesem frechen Schritt mein Kabinet erlaubt.

Die Sache war indessen nicht verschwiegen geblieben, und Chastelard, der die üblen Folgen seiner Verwegenheit fürchtete, hatte die Niedrigkeit vorzugeben, sein Besuch habe mir gegolten. Der König gab eben ein kleines Turnier als Vorbereitung des großen, zur Vermählungsfeier der Prinzessin Elisabeth, und als ich mit der Königin erschien, nahmen die Seitenblicke und das Gezischel kein Ende. Ich dachte vor Schaam zu vergehn. Am Schluß des Turniers, als der König sich schon mit einem Theil des Hofes entfernt hatte, drängte sich Chastelard, mit dem Schein der Vertraulichkeit, an mich, aber ich kehrte ihm vor allen Leuten mit Verachtung den Rücken. Er

lächelte mit der fadesten Verlegenheit, und stotterte etwas von früherer Gunst, worauf ich ihn laut einen Lügner schalt und fortging. Er schrie mir mit erzwungener Hitze in gellendem Ton nach: Fräulein, das fordert Genugthuung! und sogleich trat der junge Graf Mongomery zu mir, und bat, ihm diese Genugthuung zu überlassen.

Ich konnte vor Aerger kein Wort sprechen, und Mongomery nahm mein Schweigen für Zusage. Einen Ritt zum Beschluß, Chastelard, rief er, und sprang in den Sattel. Chastelard mußte wol ein Gleiches thun, wollte er nicht beschimpft werden. Aber die Königin Katharina rief dem Grafen zu: Mongomery, das Turnier ist aus. Für heut ist es zu spät eine Lanze zu brechen! Der erhitzte Mongomery erwiderte sogleich: Ew. Majestät hat recht, dieser nichtswürdige Verläumder verdient keine ritterliche Lanze. Damit stieß er in vollem Rennen mit seiner Lanze auf den Boden, daß sie splitterte, und mit dem Ende des Schaftes stieß er den Chastelard so mächtig auf die Brust, daß er sechs Schritte

weit aus dem Sattel flog. Alle Zuschauer applaudirten, die Königin küßte mir die Stirn, und die schöne Maria umarmte mich und bat mir den kränkenden Verdacht so rührend ab, daß ich weinen mußte. Das Zischeln hatte nun auf einmal ein Ende, und Chastelard machte eine Reise um dem Gelächter zu entgehen.

Hierbei wirst du nichts zu tadeln finden, meine gute Mutter, aber nun vernimm ein Bekenntniß, wobei es mir nicht so ruhig und kühl um das Herz bleibt. Wie fang' ich es nur an, daß ich dir alles entdecke? Ich weiß selbst nicht, was ich dir gestehn soll, und doch fühl' ich, daß ich dir viel, viel zu sagen habe.

Dieser Mongomery, der so tapfer meine Ehre gegen den schlechten Chastelard verfocht — Mutter, wahrhaftig ich glaube, daß ich ihn liebe, oder, damit ich dir kein falsches Wort schreibe; ich bin nichts, als Liebe zu ihm. Sei mir nicht böse darum, liebe Mutter! Ach, ich bin so froh, daß es aus der Feder ist; nun kann ich dir alles schreiben. Oder weißt du es schon von der Brissac?

O, glaub' ihr nicht! ihr gilt jede Liebe nur als Galanterie oder Intrigue, wenn es hoch kommt, als Herzensbelustigung. So ist es mit meiner Liebe nicht; und gewiß Mongomery empfindet darüber ganz wie ich.

Ich wollte dir gern erzählen, wie wir nach und nach bekannt wurden, aber ich würde nicht fertig. Es sind kaum acht Tage, daß ich ihn zuerst sah, doch welch ein Reichthum in diesen wenigen Tagen! Mutter, wenn die Liebe einem jungen Mädchen so gefährlich ist, wie unser alter Abbee immer sagte, so bin ich unglücklich! Aber, nicht wahr, er hat es nicht verstanden?

Wir sahen uns zum erstenmal in einem Privatzirkel bei der Königin, wo Jodelle eine neue Tragödie vorlas. Mongomery kam zuvor selten an den Hof, wenigstens bei der Königin hatte ich ihn noch niemals angetroffen. O Mutter, könntest du ihn nur einmal sehn! Er ist der Sohn des berühmten Ritters Delorge, der bei einem Thiergefecht den Handschuh einer Dame zwischen einem Löwen und einem Tiger aufhob, und sähst du meinen Mongomery, du zweifeltest nicht,

daß er seinem Vater es gleich thue, oder zuvor. Aber dabei ist er so sanft und fühlt so zart, daß ihn die Damen eben so gern in galanten Angelegenheiten als Richter anerkennen, wie die Männer in Ehrensachen. Mit einem Wort: was die Schottenkönigin Maria unter den Frauen ist, das ist Mongomery unter den Männern.

Wir kamen bald in ein interessantes Gespräch bei Gelegenheit von Jodelle's Trauerspiel; ich habe gewiß nicht viel Kluges gesagt, aber es kam mir vor, als spräch er recht gern mit mir, denn er fand immer einen neuen anziehenden Gegenstand der Unterhaltung, so daß wir nicht fertig wurden mit Hin- und Herreden. Die Brissac, die immer ihre eignen Bemerkungen macht, behauptet, er sei im Gespräch mit mir etwas verlegen gewesen, und schließt daraus weiter, er sei in mich verliebt. Ich habe nichts von Verlegenheit an ihm bemerkt, aber daß er mir gut ist, merkte ich bald.

Er kommt auch seitdem regelmäßig zur Königin, und weiß es immer so einzurichten,

daß wir ungestört zusammen sprechen können, was ich ihm freilich nicht schwer mache. Von Liebe haben wir gewiß noch nicht zusammen gesprochen, aber, Mutter, wenn wir uns nicht aus innerster Seele und mit voller Glut lieben, so weiß ich nicht was Liebe ist, und mag es auch nie wissen!

Wir sprechen sehr oft von dir, und er erkundigt sich nach Allem, als ob er dich nächstens besuchen wollte. Er fragte mich, ob ich es ihm gestatten würde? und als ich mich darüber freute, küßte er mir so lebhaft die Hand, daß ich erschrak und die Königin aufmerksam wurde. Es war doch natürlich, daß ich dir seine Bekanntschaft wünschte.

Ich habe dir viel vorgeschwatzt. Gib mir nun bald einen mütterlichen Rath. Ich brenne vor Begierde auf deine Briefe, und wenn einer kommt, fürcht' ich mich ihn zu öffnen, weil ich denke, du möchtest Unzufriedenheit mir mir bezeigen; und betrübteres kenn' ich nichts für mich, besonders jetzt, wenn du meine Liebe zu Mongomery tadeltest.

3.

Klara an dieselbe.

Wie froh bin ich, meine Mutter, daß ich dir in meinem letzten Briefe mein ganzes Herz aufgeschlossen habe! Du wirst nun ruhig alles anhören, was dir über meine Verhältnisse am Hof und über die Gefahren der Verführung, in welchen ich schweben soll, gesagt wird. Was nur die Leute davon haben, jeden meiner Schritte zu beobachten und zu deuten! Meinetwegen brauchte sich niemand um mich zu bekümmern, als Mongomery und nächst diesem die liebenswürdige Maria von Schottland. Diese ist gewiß meine beste Freundin. Mit ihr kann ich so offen wie mit dir von Mongomery sprechen. Sie billigt meine Liebe zu ihm und verspricht mir all' ihren Einfluß für unser künftiges Glück.

Wie soll ich mir aber das erklären, daß die Königin von meiner Liebe zu ahnden und sie zu mißbilligen scheint? Sie hat mich schon einigemal gefragt, ob ich jemals geliebt habe,

und warnt mich mit bedeutenden Worten vor jedem heimlichen Einverständniß. Die Dauphine Maria hält diese Warnungen für Altmütterlichkeit. Die Königin, meint sie, komme in die Jahre, wo man gern moralisirt, um mit Festigkeit zu glänzen, wenn die Lebhaftigkeit und der Scherz ungelenk werden, aber, sie scheint es mir zu leicht zu nehmen, denn die Königin sprach unverkennbar mit einem andern als allgemeinem moralischen Interesse. Die Brissac, die dabei stand, lächelte wichtig, und meinte, die Königin scheine mit mir besondre Absichten zu haben. Was es indessen sei, ich bin auf meiner Hut. Mongomery meint auch, wir müssen vorsichtig seyn, er kennt den Hof, und will, daß wir unsre Verbindung in aller Stille vollziehen, und dann den Hof mit der Bekanntmachung überraschen.

Ueberhaupt fühl' ich jetzt eine besondre Aengstlichkeit, wenn ich um die Königin bin. Du wirst sagen, ich fürchte die Entdeckung meiner Liebe, aber das ist es nicht allein. Es ist sicher noch etwas andres, was mich so in ihrer Nähe beklommen macht, nur daß ich mir nicht

bestimmt davon Rechenschaft geben kann. Sie scheint manchen Kummer zu haben, das sollte mich aber mehr an sie ziehn, denn, ob ich gleich lieber lache als weine, so gäb' ich doch gern den fröhlichsten Tag darum, wenn ich einen Unglücklichen trösten könnte, und besonders eine so große Königin. Sie scheint mit dem König etwas gespannt, die Brissac meint wegen der Herzogin von Valentinois. Sollte aber die Königin eifersüchtig seyn? Man spöttelt ja bei Hofe allgemein über die Eifersüchteleien der Ehleute. Erkläre mir das, Mutter, ich finde mich in diese Widersprüche nicht. Neulich auch, als die Königin etwas in Affekt war, hörte ich, daß sie zu ihrer vertrautesten Dame, der Gräfin Usez sagte: und das thut er mir, ohne die er nicht auf diesem Throne säß! Verstehst du das? Der König war ja durch die Geburt für den Thron bestimmt, denn sein älterer Bruder starb noch vor König Franz. Wie kann Heinrich also seiner Gemahlin die Krone danken? Ich begreife nichts davon.

Alles ist jetzt hier in Bewegung wegen der

Doppelhochzeit in der königlichen Familie. Der König will alle Pracht aufbieten um die Feste glänzender zu machen, als sie jemals am Hofe gesehn worden sind. Es trifft sich jetzt oft, daß er zu der Königin kommt, die sehr viel Erfindungsgeist hat, besonders wo es darauf ankommt Glanz und Pracht mit Festlichkeit und Eleganz zu vereinigen. Gleichwol fragt mich der König fast allezeit noch um meinen Rath. Ich war erst etwas schüchtern, aber die Königin selbst munterte mich auf und bat den König, ihre kleine Nonne, wie sie mich nennt, etwas zu säkularisiren. Du siehst also, daß sie gewiß nicht so sehr eifersüchtig ist, und daß die Brissac Unrecht hat.

Die Anstalten zu diesen Festen würden mich mehr freuen, wenn nicht eine der Hauptpersonen ihnen mit gebrochenem Herzen entgegensäh. Du wirst errathen, daß ich die Prinzessin Elisabeth meine, der statt des liebenswürdigen Infanten, der alte finstre Tirann Philipp sich zum Gemahl aufdringt. Der König hätte es nicht zugeben sollen! Die Prinzessin liebte den Infanten mit der glühendsten Schwärmerei.

merei. Sie lag zu den Füßen ihres Vaters und beschwor ihn, sie nicht dem alten Ungeheuer zu opfern. Die Dauphine Maria bat mit ihr. Umsonst! Der König antwortete mit einer, des künftigen Eidams würdigen Härte: Prinzessinnen gehören dem Staat! O Mutter, da erhob sich die Prinzessin, blaß wie eine Todte: König, sagte sie langsam, wie eine Profetin, der Tag dieser Verbindung ist ein Trauertag für Viele, und mit der letzten Silbe sank sie ohnmächtig zu Boden. Der König war erschüttert; aber in den Zerstreuungen ewiger Feste vergaß er bald die bedeutenden Worte der Prinzessin, die mich noch immer, wie Orakelstimmen umhallen. Ich fürchte, Elisabeth will jenen furchtbaren Tag nicht überleben. Sie geht umher, wie eine Träumende, spricht selten ein Wort, und ihr Kummer vereitelt alle Versuche sie aufzuheitern. Ach, Mutter, das Leben der Großen ist wol nur in der Ferne so glänzend, ich möchte mit keinem von ihnen tauschen. Bin ich nur erst Mongomery's Gemahlin, dann eilen wir, so schnell wir es vermögen, aus diesen Umgebungen, und flie-

hen zu dir, in die Wohnung des ruhigen freundlichen Glückes.

4.

Frau von Brissac an Frau von Limeuil.

Du verwirrst mir unsre Klara mit deinen wunderlichen Bedenklichkeiten. Ohnehin hast du das Mädchen mit einer Ausstattung von moralischen Provinzialismen an den Hof geschickt, daß sie so hübsch seyn muß, als sie eben ist, um nicht ausgelacht zu werden. Man muß wissen, was man will, meine Gute! Soll das Kind am Hofe Glück machen, so muß es nicht dem Kloster Ehre machen sollen. Deine zweite Tochter, Isabelle, schlägt mir weit besser ein. Ich habe sie noch nicht bei Hofe vorgestellt, damit sie zuvor in guter Gesellschaft sich betragen lernt. Sie wird einmal uns alle verdunkeln. Der alte Connetable macht der Kleinen schon den Hof, und Prinz Condé

gäb sein bestes Lebensjahr darum, wenn er ihrer unreifen Kindheit eins zulegen könnte. Aber an Klara, bitt' ich dich, schreib ein verständiges Wort. Das Glück liegt zu ihren Füßen, sie darf nur die Hand danach ausstrecken, um es zu ergreifen, aber das einfältige Kind wird zaudern und Bedenklichkeiten haben, bis Alles zu spät ist.

Die Königin und die Poitiers-Valentinois sind mehr als jemals gespannt. Jene möchte gern herrschen, aber diese hält den König durch die alte Gewohnheit von ihr abzuhängen, noch so fest, daß jene immer nur als zweite Herrscherin gilt. Eine neue Geliebte allein kann der Sache eine Wendung geben und die verhaßte Diana verdrängen. Dieses Glück ist unsrer kleinen Klara beschieden. Der König hat sie gesehn, er ist entzündet, entzückt, verliebt, bezaubert, aber die kleine Närrin thut, als verstünd sie die, allem Lebendigen unverfehlbare Sprache der Liebe nicht. Eile mithin, Mamachen, und lies dem albernen Töchterchen tüchtig den Text. Sie hat den König in ihrer Hand; sie verbindet sich, wenn

sie die Gefälligkeit hat, ihr Glück anzunehmen, die Königin. Hat man jemals unter so glänzenden und vortheilhaften Verhältnissen eine königliche Geliebte ihre Laufbahn eröffnen sehn? Ich habe ihr vorgestellt, daß deiner Söhne und deiner ganzen Familie Wohl von ihrem klugen Benehmen in dieser Sache abhänge, da hat die Närrin geweint und mich gebeten, sie gegen die Liebe des Königes zu schützen. Ich habe meine Beredsamkeit gegen sie erschöpft, versuche du nun, was du vermagst, und schreib' es niemand, als dir selbst und deiner verkehrten Erziehung zu, wenn diese glänzende Gelegenheit, deine Familie auf einmal zu der angesehensten im Reiche zu machen, verloren geht.

5.

Klara an dieselbe.

Mutter, Mutter, in welche Hände bin ich gerathen! Die Brissac ist falsch, o sie ist gefährlich, und ich fliehe sie von jetzt an, wie die giftigste Schlange. Sie hat mir Anträge

gemacht, daß ich vor Scham zu vergehn dachte. Was hab' ich begangen, daß diese Frau es wagen darf, in solch einem Tone mit mir zu sprechen? Dem König — nein, nein, ich kann es nicht schreiben! Was du dich scheuen würdest, nur auszusprechen, das wollte sie deine Klara überreden. Sie schalt mich eine Närrin, als ich sie bat, vielmehr mich zu schützen, als mein Verderben selbst zu befördern; sie hatte sogar die Dreistigkeit mir zu sagen, sie vertrete deine Stelle, und du selbst würdest mich erinnern, was ich meiner Familie schuldig sei.

O Mutter, niemals hab' ich mich so verlassen und einsam gefühlt, als an diesem Abend! Wem sollte ich mich vertrauen! Mongomery dieses Gespräch entdecken? Unmöglich! Wie könnte ich einem Manne, und wär es mein Vater, jene abscheulichen Worte wiederholen! Und wie soll ich es wagen der Königin vor die Augen zu treten? Ich habe Mongomery gebeten unsre Verbindung zu beschleunigen, unter seinem Schutze werd' ich sicher seyn. Er war entzückt über meine Bitte. Das Vermählungs-

fest der beiden Prinzessinnen soll auch unser Fest seyn. Ein Geistlicher wird uns in aller Stille in Fontainebleau kopuliren. Und dann fort, fort von diesem Ort der Verführung! Bete an dem bezeichneten Tage für deine glückliche Tochter.

Dürfte ich der Wahrsagung eines ehrwürdigen Greises trauen, von dem ich dir nächstens mehr erzählen will, so steht mir das Glück bevor, von meiner Vermählung an in deiner Nähe zu verweilen. Mongomery hat mir versprochen zuerst zu dir zu reisen. Vielleicht gefällt ihm die anmuthige Gegend, und er wählt sie zu seinem Wohnsitz. Erfüllt mir der Himmel diesen Wunsch, dann giebt es kein glücklicheres Wesen auf der Welt als deine Klara.

6.

Klara an dieselbe.

Ich bin nun beruhigt, meine Mutter. Die Königin muß mit der Brissac ein Gespräch gehabt haben. Diese stand mit hochrothen Wangen und in auffallender Verlegenheit vor ihr, als ich eintrat. Die Königin schloß mit einem so entschiedenen Tone, als ich selten von ihr gehört habe, das Gespräch, und trat dann freundlich zu mir und küßte mich. Seitdem ist die Brissac fremd gegen mich, und ich bin es sehr wohl zufrieden.

Ich erwähnte gegen dich eines Greises, der mir etwas angenehmes geweissagt habe. Es ist der vormalige Bischof Gauric, der aus Liebe zu den Wissenschaften sein Bisthum niedergelegt hat, und jetzt unter dem einfachen Namen Meister Lukas an den Hof gekommen ist. Der Ruf erzählt Wunderdinge von seinen geheimen Kenntnissen und seiner Macht über die Geister. Die Königin ließ ihn sogleich bei sich einführen und unterhielt sich lange mit ihm. Der

Sterndeuter Roger schien eifersüchtig darüber zu werden, und windbeutelte gegen die Gesellschaft ziemlich laut von seinen tiefen Einsichten in die weiße und schwarze Magie, die Königin aber that als hörte sie es nicht, und bat endlich den Meister Lukas der jungen Königin Maria die Nativität zu stellen. Er lehnte es mit einer Bescheidenheit ab, gegen welche Roger's Pralerei sehr widrig abstach. Dieser eingebildete Mensch mochte wähnen, der alte Mann scheue sich vor seiner größern Weisheit und ward immer übermüthiger. Das Nativitätstellen, sagte er, sei nur der Anfang der Kunst, er wolle der Dauphine ihre ganze Zukunft in einem magischen Spiegel zeigen, den er auch sogleich aufzustellen anfing.

Während er seine Gaukeleien machte, trat Meister Lukas zu der Dauphine, die neben mir stand. Im Gespräch ergriff er einmal, wie von ungefähr, ihre Hand, ich sah aber, daß er schnell hineinblickte, vielleicht um ihre Linien zu beobachten, doch äußerte er nichts davon. Im Gegentheil, sagt' er, man thue nicht wohl sich die Zukunft durch magische Mittel

bekannt zu machen, und er befriedige äußerst ungern eine solche gefährliche Wißbegierde. Mir schien diese Rede eine bloße Ausflucht, und ich fragte ihn etwas voreilig, warum er sich denn bei solchen Grundsätzen mit diesen Wissenschaften abgebe? Er ward nicht im geringsten verlegen. Meine junge Freundin, sagte er ernst, aber sehr liebreich, die Wissenschaft ist groß und heilig, aber ihre Anwendung, zu Befriedigung der Neugierde, entweiht die Wissenschaft, und ist den Menschen gefährlich. Die Zukunft ist durch hohe Weisheit von der Gegenwart getrennt. Wir haben eine Führerin, die uns sicher zu ihr leitet, die Zeit. Diese beleidigt der Neugierige und zugleich erzürnt er die Geister der Zukunft. Darum erscheinen sie zornig, reißen den Menschen in ihre Gewalt, und lassen ihn nicht los, bis sie selbst Geister der Gegenwart geworden sind, und die Zeit ihre langsamen Schritte vollbracht hat. Das macht es sehr gefährlich die Geister ferner Zeit zu rufen, und es gehört strenge Vorbereitung dazu, denn sie sind unerbittlich, und der Tod selbst befreit nicht aus ihrer Gewalt.

Ich hätte gern noch einige Zeit zugehört, aber Roger hatte seinen Zauberspiegel aufgestellt und lud die Königin Maria ein, ihre Zukunft darin zu sehn. Indem sie sich umwendete, sagte Meister Lukas: Wißt ihr auch schon, Meister Roger, was die Königin sehn wird? Nein — antwortete jener stolz — haltet ihr mich für einen Betrüger? Das nicht, erwiderte Lukas, aber für einen Unbesonnenen. Auf dieses Wort wollte niemand in den Spiegel sehn, denn jeder fürchtete einen traurigen Anblick. Roger fühlte sich dadurch sehr beleidigt, und verlangte Lukas solle selbst in den Spiegel sehn. Gern, erwiderte dieser, doch zuvor gönn' ichs euch, Meister Roger, ihr dürftet weniger Zeit dazu behalten.

Indem nun alle auf den Spiegel sahen, erblickten sie darin Rogern mitten unter Häschern, die ihn gefangen führten, und ein lautes Gelächter erschallte. Eh' aber Roger Zeit hatte seinen Unwillen zu äußern, trat wirklich ein Lieutenant des Königs mit Wache herein, der unter vielen Entschuldigungen den Befehl zu Rogers Verhaftung der Königin

überreichte, und den Sterndeuter abführte, weil er zauberischer Anschläge auf das Leben des Königs verdächtig sei.

Die Königin war in äußerster Bestürzung als man den Roger gefangen nahm, sie scheint sehr für ihn eingenommen, aber Meister Lukas gewann dadurch nicht wenig an Ansehn. Er bediente sich des zurückgelassenen Zauberspiegels noch zur Belustigung der Gesellschaft, aber nichts konnte ihn bewegen, ein eigentliches magisches Stück zu zeigen. Auch lehnte er den Antrag der Königin ab, die ihn gern in ihre Dienste genommen hätte.

Die Königin blieb seit jenem Abend in sonderbarer Spannung. Sie hat einigemal lange geheime Unterredungen mit Mongomery gehabt, und auch dieser hat seine Heiterkeit verloren. Er scheint über etwas zu brüten, und über einen Entschluß mit sich selbst nicht einig werden zu können.

Morgen wird Herzog Alba, der Stellvertreter des spanischen Bräutigams, erwartet. Ich wollte die Feste wären vorüber, und meine Vermählung wär nicht mit diesen Feierlichkeiten

verbunden, vor welchen mir grauet. Immer umtönen mich die Worte der Prinzessin Elisabeth: der Tag meiner Verbindung wird ein Trauertag für Viele. Es ist mir als könne nichts glückliches an dem Tage vollzogen werden, den Thränen unglücklicher Liebe trüben.

7.

Klara an dieselbe.

Mutter, wo soll ich Worte hernehmen, dir das furchtbare Schauspiel zu beschreiben, das ich gesehn habe! Noch sträuben sich meine Haare empor, und jedes Glied zittert mir vor Angst und Fieberschauer. Ich fürchte, eine Krankheit wirft mich nieder, eh' ich eine ausführliche Erzählung vollende, darum will ich kurz seyn.

Die Königin ließ mich gestern Abend spät zu sich rufen. Ich fand sie allein. Sie wollte mir etwas entdecken, ich sah aber an ihrer Miene, daß es sie einige Ueberwindung

kostete. Endlich wendete sie es in Scherz und erzählte mir, Meister Lukas habe ihr auf diesen Abend ein magisches Schauspiel versprochen, und weil sie nicht gern mit ihm allein bleiben wolle, so möchte ich in dem Nebenzimmer mich aufhalten, wo ich durch den Vorhang, wenn ich Lust hätte, die Erscheinungen würde beobachten können. Ich durfte es ihr nicht abschlagen und war auch selbst neugierig, dergleichen Dinge, von denen ich immer viel wunderbares gehört hatte, einmal mit anzusehn. In dem Saal, der durch einen Vorhang von dem Kabinet abgesondert war, worin wir uns befanden, ließ sich zuweilen ein seltsames Getön hören, nach einiger Zeit schlug eine Glocke siebenmal an. Die Königin sagte mir, Meister Lukas operire in dem Saal, und die Glockenschläge seien das Zeichen, daß er sie abrufe. Sie verließ mich nun und ging in den magischen Saal, ich aber blieb hinter den Vorhängen, wo ich alles bequem übersehn konnte.

Meister Lukas bat die Königin einigemal, sie möchte von ihrem Verlangen abstehen.

Er stellte ihr vor, sie könnte vielleicht Dinge zu sehn bekommen, die den Geist zu sehr erschüttern möchten. Sie blieb aber unbeweglich auf ihrem Vorsatz, und jetzt erfuhr ich zuerst, daß sie das Schicksal des Reiches und seiner Könige zu sehn verlangt habe.

Nach langem Hin- und Herreden versprach ihr endlich Meister Lukas Befriedigung. Sie werde — sagt' er — die Reihe der Könige sehn, wie sie nach einander den Thron besteigen würden, auch zeige die Dauer ihrer Erscheinung die längere oder kürzere Zeit ihres Regimentes an. Würde einer sitzend verschwinden, so bedeute ihm dieses einen natürlichen Tod, fiel er aber vom Thron herab, einen gewaltsamen.

Hierauf fing Meister Lukas seine Beschwörungen an. Er räucherte, daß eine dichte Rauchwolke den Saal erfüllte, und als diese sich nach und nach verzog, sah ich im Hintergrunde den königlichen Thron mit Wappen und Krone, aber blaß, wie ein schwacher Widerschein auf trübem Wasser. Ein König saß auf dem Sitz, aber kaum hatte ich in seiner Gestalt den König Heinrich erkannt, als er mit fürchter-

lichem Geprassel herabfiel. Mich schauderte, aber die Königin ertrug diesen entsetzlichen Anblick mit einer Fassung, die mich befremdete, ob ich gleich ihren festen Charakter kenne.

Bald nach diesem Gesicht kam eine Gestalt wie der Dauphin. Er setzte sich auf den Thron, verschwand aber sehr bald. Sogleich kam ein Kind, wie der Schatten des Prinzen Karl. Es stieg auf den Thron, saß länger als die vorige Erscheinung und verschwand.

Ein gekrönter Jüngling bestieg nur den Thron. Ich glaubte in seinem Gesicht die Züge des jüngern Prinzen Heinrich zu erkennen. Er saß einige Zeit, da prasselte es, wie ein Donnerschlag, und die Erscheinung fiel plötzlich vom Thron.

Die Königin bedeckte sich hier das Gesicht und schien heftig bewegt. Jetzt winkte der Meister, und alles verschwand im Augenblick. Wirst du aber es glauben, Mutter, die Königin hatte des Schrecklichen noch nicht genug, sie drang in den furchtbaren Mann, er solle seine Beschwörungen erneuern, denn sie

wolle das fernere Schicksal ihres Reiches und seiner Könige sehn.

Meister Lukas ließ nun von neuem den Thron erscheinen. Ein junger, schöner Mann, auch mit einer Krone auf dem Haupte, ging mit raschen Schritten auf den Thron zu, doch stand er einige Zeit auf den Stufen, eh' er sich setzte. Die Königin schien den jungen Heinrich von Navarra in ihm zu erkennen, den sie, seiner Mutter wegen, bitter haßt, denn sie rief heftig: Was, der kleine Bearn auf meinem Throne? Meister Lukas eilte sogleich auf sie zu, und bat sie, um ihres Lebens willen, keinen Laut zu sprechen. Er schien auch viel Mühe zu haben, als er die Beschwörung fortsetzen wollte; denn die ganze Zaubererscheinung zitterte in einander, wie ein Bild im Wasser, wenn der Sturm hinein weht. Endlich aber, als er durch viele und starke Beschwörung alles wieder hergestellt hatte, sah ich den König fröhlich auf dem Throne sitzen, und erkannte auch die Aehnlichkeit mit dem Prinzen von Navarra. Er saß aber nicht sehr lange, da

stürzte auch er mit einem gewaltigen Donnerschlag vom Throne.

Nun stiegen noch drei Könige nach einander auf den Thron, der jetzt immer glänzender ward, und jeder dieser Könige saß lange, viel länger als einer der vorigen, auch verschwanden sie alle sitzend. Als aber ein vierter König den Thron bestiegen hatte, ließ Meister Lukas abermals das Gesicht verschwinden, und wollte der Königin durchaus nichts weiter von der Zukunft zeigen, so sehr sie auch ihn bat. Endlich da sie mit ihrer und des Königs Ungnade drohete, ward Meister Lukas entrüstet und rief: Weil ihr nicht ruhen wollt, so schaut denn hin, bis euch Angst das Haar emporsträubt und Entsetzen alle Glieder lähmet, und findet keine Ruhe bis Alles erfüllet ist! Dabei sah er so schrecklich, daß ich umzusinken fürchtete vor seinem Anblick, und ich wär gern weit von diesem Ort des Grauens geflohen, hätte mich nicht die Furcht entdeckt zu werden, gehalten. Die Königin muß einen eisernen Muth haben, denn sie blieb standhaft und sagte, sie wär vorbereitet, daß die Geister keine Gewalt über sie

haben könnten. Dann hieß sie ihn nochmals weiter operiren.

Meister Lukas fing nun seine Beschwörungen wieder an. Der Thron erschien von neuem mit dem König, der zuletzt darauf Platz genommen hatte. Aber ein dumpfer Donner rollte immer über dem Thron, und ward stärker und immer stärker, je länger der König saß. Dann — o Mutter, wo nehm' ich Worte her, dir das Entsetzliche zu beschreiben! — ein gräßlicher Donnerschlag, furchtbarer, als alle frühern, ward gehört, das Lilienwapen und die Königskrone fiel herab, und bald darauf stürzte der ganze Thron in Trümmer. Der König stand noch, aber nach wenig Augenblicken fiel er mit schrecklichem Geprassel und Krachen von den Stufen herab. Ungeheuer stiegen nun auf, von gräßlicher Ungestalt, wie sie noch niemals mir auf Bildern der Hölle vorgekommen sind. Sie stritten sich auf den Stufen des Thrones, die von Blut gefärbt wurden, denn die Ungeheuer zerfleischten sich und Geschrei der Wuth und Geheul von Sterbenden war rings um sie her. Endlich erhob sich aus dem Ruin ein Stuhl, auf

dem saß ein Mann in glänzendem Waffenschmuck und mit allen Zeichen eines Helden, und der Stuhl ward zum Throne, aber weit prächtiger als der vorige, seine Arme waren von verschlungenen Kronen gearbeitet, und er selbst ruhete auf Kronen.

Mehr konnt' ich nicht sehn, denn die Königin war von den furchtbaren Vorzeichen so erschüttert, daß ihr die Sinne vergingen, und sie ohnmächtig zu Boden sank.

Ich eilte hinzu, ihr zu helfen. Aber Meister Lukas riß mich mit Gewalt zurück und rief mir zu: Fräulein, ihr seid des Todes, wenn ihr einen Schritt näher tretet. In demselben Augenblick fühlte ich mich wie von Funken umsprüht, die Luft glühte um mich, und in tödtlicher Angst eilte ich in das Vorzimmer zurück, wo ich mich erst lange nachher durch den Beistand der Königin und des Meister Lukas erholte.

Die Königin sprach mir zu und wollte mich bereden, es sei alles ein optisches Blendwerk gewesen, aber Meister Lukas schwieg dazu mit strengem Ernst, und sah mich nur

zuweilen mit sehr traurigen, wehmüthigen Blikken an, ich fühlte mich auch recht krank, und eine wilde Fieberfantasie plagte mich diese Nacht mit der entsetzlichen Vorstellung: ich müsse, wie Meister Lukas der Königin gedroht hatte, die in dem Zauberbild gesehenen Begebenheiten alle selbst noch erleben, und werde selbst im Grabe nicht ruhen, bis alles erfüllt sei. Noch jetzt fühle ich mich sehr matt, doch muß ich mich stark machen, denn die Königin schickt unaufhörlich zu mir, und schrieb mir sogar eigenhändig einen Zettel, sie könne nicht ruhen, bis sie mich wieder munter säh. Nach einem Stündchen Schlaf werde ich mich auch schon wieder erholen.

8.

Klara an dieselbe.

Sorge nicht, liebste Mutter, kein Mensch erfährt von mir das furchtbare Geheimniß jenes Abends. Könnt' ich es nur ganz aus meiner Erinnrung austilgen! Dir mußt' ich es aber

entdecken; wie könnt' ich dir etwas verbergen, was mein Herz so gewaltsam tief erschütterte! Bei dir ist ja das Geheimniß auch gewiß besser verwahrt, als bei mir. Jetzt ist mir das Ganze wie ein Traum, und überzeugte mich dein Brief nicht, daß ich dir alles als wirkliche Begebenheit erzählt habe, ich mißtraute meiner eigenen Erinnerung.

Mongomery macht mir jetzt einige Sorge. Er hat nun seit geraumer Zeit fast täglich geheime Unterredungen mit der Königin, und wenn er aus ihrem Kabinet kommt, sieht er ganz sonderbar verstört. Er antwortet mir verlegen, und gibt vor, die Königin habe geheime Pläne zu Verschönerung der Vermählungsfeierlichkeiten. Ich glaub' es aber nicht. Mit solchen Mienen sinnt niemand auf Vergnügungen. Der König sieht ihn nicht mehr so gern als vormals; das ist unverkennbar. Allein das sollte ihn nicht bekümmern, da wir doch bald den Hof verlassen. Auch setzen ihn die geheimen Verhandlungen mit der Königin gewiß nicht fester in der Gunst des Königs,

denn die Spannung zwischen beiden vermehrt sich fast mit jedem Tage.

Morgen nehmen die Vermählungsfestlichkeiten ihren Anfang. Alles was frühere Zeiten geleistet haben, soll überboten werden. Aber wird alle Verschwendung von Pracht und Glanz dieses unglückliche Fest beleben können?

9.

Klara an dieselbe.

Ich sende dir diese Zeilen durch einen Eilboten, meine Mutter. Die Vorbedeutungen sind furchtbar und über alle Erwartung schnell erfüllt. Der König ist todt. Und deine unglückliche Klara muß mit Mongomery flüchtig werden, um nicht als verhaßtes Opfer der Rache vielleicht zu fallen. Vergönne deinen Kindern einen sichern Zufluchtsort an deinem mütterlichen Herzen. Ich eile mit Mongomery zu dir, aber auf Umwegen, um Nachforschungen zu verwirren.

10.

Mongomery an Klara.

Im Flug nur zwei Worte, dich zu trösten, meine Geliebte! Der König lebt, aber seine Stunden sind gezählt. Gott ist mir Zeuge, und bei deiner süßen Liebe schwör' ich dir's: so viel Stimmen gegen mich sprechen mögen, ich bin schuldlos an seinem Tode, schuldloser, als vielleicht Heinrich seyn würde, wenn mir das Todesloos gefallen wär. Er hat mir vergeben, und mich jeder Verantwortlichkeit entbunden. Aber dennoch, mein geliebtes Leben, müssen wir eilen. Halte dich zu jeder Stunde bereit, dem Knaben zu folgen, welcher dir diesen Zettel bringt, er führt dich auf sicheren Wegen in ein verborgenes Heiligthum, wo ein Priester uns erwartet, unsern Bund zu segnen. Dann führe ich meine Gemahlin von diesem Hof voll Verbrechen, nach dem stillen Zufluchtsort unserer Liebe.

Noch Eins: Vermeide die Königin. Meine Liebe zu dir könnte dich verderben.

Es ist gefährlich um dunkle Geheimnisse zu wissen. Laß mich also dir verschweigen, was dein junges, reines Herz nur gewaltsam erschüttern würde; traue meiner Liebe so viel, als beweisenden Gründen. Ich lasse dich mit banger Ahndung in jener Nähe zurück. Vergib mir deswegen die wiederholte Bitte um Vorsicht. Entdecke dich niemand, als deiner treuen Cäcilie, welche dich auf unsrer Flucht begleiten soll. Morgen, vielleicht schon diesen Abend, begrüße ich meine Klara als meine Gemahlin.

II.

Klara an Frau von Limeuil.

Noch bin ich hier, meine Mutter, in der peinlichsten Erwartung, wie Alles noch enden wird. Ich fühle mich, wie in einer weiten Oede, aus der ich vergebens den Ausweg suche. Höre nun die Geschichte der unglücklichen letzten Tage, damit nicht entstellende Nachrichten dich vielleicht noch mehr über deine Tochter

beunruhigen, als die Wahrheit selbst, die keines Zusatzes bedarf, um höchst traurig für mich zu seyn.

Mongomery hatte wieder eine geheime Unterredung mit der Königin in ihrem Kabinet, und im Vorzimmer befand sich niemand als die Usez, die Brissac und ich. Nach einiger Zeit kam der König. Er fing ein Gespräch mit mir an, und sagte mir nach seiner Gewohnheit einige Galanterien. Unterdessen entfernte sich die Brissac mit der Usez ganz still. Der König ward immer lebhafter, und bat mich sogar um eine Schleife von meinem Kleide, die er auf seinen Hut befestigen wollte, um, wie er sagte, bei dem Turnier als mein Ritter die Farbe seiner Dame zu tragen. In der Verlegenheit gab ich vielleicht die albernste Antwort, daß meine Rosaschleife zu seiner schon gewählten Farbe nicht stimme. Er hat nämlich schwarz und weiß, um die Wittwenschaft seiner geliebten Diana anzudeuten. Der Himmel weiß, wie er meine Worte auf eine Scheu vor der Valentinois deutete! Er vergaß den Ort, wo wir uns befanden, umfaßte

mich, und indem er mir eine Schleife raubte, rief er: die Frühlingsrose besiegt die herbstliche Malve! und küßte mir die Stirn. In diesem Augenblicke trat Mongomery aus dem Kabinet der Königin. Er ward feuerroth, doch hatt' er Fassung genug, mit einer leichten Verbeugung vorüber zu gehn. Aber der König, der in der heftigsten Spannung war, rief ihm zu: Mongomery, man sagt, ihr liebet Fräulein Limeuil? Mongomery antwortete mit erzwungener Kälte: Sie ist meine Braut. Gut, rief der König, so gebührt euch Genugthuung, und diese Schleife mag als euer Ritterhandschuh gelten. Mit diesen Worten befestigte er sie an seinen Hut.

Die Damen der Königin traten jetzt herein, und der König ging mit einiger Heftigkeit zu ihr in das Kabinet. Laß uns bald fliehen, Mongomery, sagt' ich, wenn du mich nicht gegen solche Zudringlichkeiten schützen kannst. Er blieb hierauf im Vorzimmer, bis ich mich mit Anstand entfernen konnte.

Der König versuchte nachher noch einigemal, mich zu sprechen, aber es gelang mir

jedesmal ihm auszuweichen, ohne daß er meine Absicht merken konnte. Ich erlangte indessen wenig dadurch, denn am Morgen vor dem Turnier erhielt ich ein Billet voll Galanterieen von ihm, worin er mich bat, mich zum Zeichen einiger Gunst bei dem Turnier weiß mit Rosa zu kleiden. Ich beschloß sogleich, Mongomery das Billet zu zeigen und ganz andre Farben zu wählen. So erschien ich auch im Gefolg der Königin. Der König machte mir einige Vorwürfe über meine Ungefälligkeit, und schien mir empfindlicher als er es äußern wollte. Bald nachher, als ich mit Mongomery darüber sprach, kam die Königin in meine Nähe. Schämt euch, Limeuil, sagte sie im Vorbeigehn, ihr betragt euch wie ein Kind, man wird euch künftig wie Kindern euren Anzug anbefehlen müssen. Mongomery wollte statt meiner antworten, aber die Königin wendete ihm den Rücken. Mein Freund — sagte sie verächtlich — eure Thorheit verdient kein anderes Schicksal. Mongomery glühte vor Zorn. Nach einigen Schritten aber wendete sich die Königin wie-

der zu ihm, und sprach freundlich, doch mit einem gewissen bedeutenden Accent: Ich hoffe, Graf, ihr begreift endlich, daß ich eure Freundin bin. Darauf ging sie schnell vorüber.

Als ich gegen Abend nach dem Beispiel der andern Fräuleins meine Kleidung wechselte, schickte mir die Königin einen sehr prächtigen und äußerst geschmackvollen Anzug von den Farben, welche der König wünschte. Ich vermuthete, das Geschenk sei von ihm selbst, und die Königin werde nur zum Schein genannt, indessen blieb hier nichts übrig als zu gehorchen. Kaum war ich auf dem Balkon wieder erschienen, als der König vom Turnier aufbrach, und mich mit den feurigsten Schmeicheleien unterhielt. Er dankte mir für die Aufmerksamkeit auf seine Bitte, wegen meines Anzuges, und zeigte mir meine Schleife an seinem Helm. Der ganze Hof ward aufmerksam, und die Königin blickte mit einem spöttischen Lächeln auf Mongomery, der außer den Turnierschranken hielt. Sein Pferd mochte den Unwillen seines Herrn fühlen und bäumte. Unglücklicherweise bemerkte der König die Bewe-

gung und vielleicht auch die Schleffe von meiner Farbe, die Mongomery seit unsrer ersten Bekanntschaft stets an Hut und Helm trug. Graf Mongomery, rief der König, ihr habt heute nicht turnirt; noch eine Lanze zu Ehren unsrer Dame! Ihr seid der Preis, schöne Klara, flüsterte er mir im Abgehn zu, und eh noch meine Angst mir ein Wort erlaubte, saß er schon zu Roß. Ich glaubte zu vergehen, denn bei der heftigen Erbitterung zwischen beiden ahnete mir Unglück.

Mongomery lehnte die Ausforderung einigemal ab, er schien die Bitte in meinen Augen zu lesen. Die Königin schickte den Herzog von Savoyen an den König und ließ ihn bitten, sich mit dem erworbenen Ruhm im Lanzenbrechen zu begnügen, aber wer den König kennt, der weiß, daß Vorstellungen ihn allezeit nur noch eigenwilliger machen. Er bestand auch jetzt auf seinem Vorhaben, und Mongomery mußte in die Schranken reiten. Im ersten Rennen strich die Lanze des Königs hart an Mongomery's Helm vorbei, im zweiten riß die Spitze ein Stück des Helm-

schmuckes ab. Ich litt tödtliche Angst, denn es war unverkennbar, daß der König absichtlich nach Mongomer's Haupt seinen Stoß richtete. Der Graf hatte beidemal gegen seinen Gegner die Lanze gesenkt. Dieser schien darüber entrüstet und rief ihm einige Worte zu, die ich nicht verstand. Beide sprengten nun wild auf einander. Mongomery traf den König auf die Brust, daß die Lanze splitterte, und im Augenblick sank der König blutend und ohnmächtig aus dem Sattel. Ein Splitter des abgebrochenen Schafts von Mongomery's Lanze war ihm durch das Auge tief in den Kopf gedrungen. Was nach diesen schrecklichen Augenblicken vorgegangen, weiß ich nicht.

Mongomery schickt mir eben einen männlichen Anzug zu Erleichterung unsrer Flucht. Die nächste Nacht ist dazu bestimmt. Ein dunkler Himmel begünstiget uns. Wenn du diesen Brief erhältst, meine Mutter, ist deine Klara dir vielleicht schon nahe.

12.

Cäcilie Fleury an Frau von Limeuil.

Ich muß die schmerzliche Pflicht erfüllen, Ihnen, Madame, die nähern Umstände der traurigen Begebenheit zu berichten, die Ihr mütterliches Herz schon mit dem tiefsten Schmerz erfüllt hat. Trost werden Sie von mir nicht erwarten, die selbst durch den Verlust ihrer Freundin und Wohlthäterin auf das tiefste gebeugt ist. Ihre Klara genoß das seltene Glück ihr Leben zu beschließen im Augenblick seiner schönsten Blüthe. Sie verschied in den Armen ihres Geliebten, dessen Leben sie durch ihren Tod rettete. Ich sollte das Glück nicht haben für Klara zu fallen, denn der auf mich gerichtete Angriff mißlang.

Ich wiederhole nicht, was Sie von unsrer Klara selbst ohne Zweifel erfahren haben, wie ihre Flucht mit dem Grafen Mongomery verabredet war. Mit einbrechender Nacht führte uns einer von des Grafen Dienern ungestört aus der Stadt. Klara war in

männlicher Kleidung, und ich saß in weiblichem Anzug an ihrer Seite. In der Nähe der bezeichneten Kapelle stiegen wir aus, und ließen den Wagen weiter an den von dem Grafen bestimmten Ort fahren, wo frische Pferde unsrer warteten.

Der Graf kam uns entgegen, ein Geistlicher wartete schon in der Kapelle, und in wenig Minuten war die Kopulation vollzogen. Die jungen Gatten überließen sich den süßesten Hoffnungen. Sie ahndeten nicht die Nähe des feindlichen Verhängnisses! Graf Mongomery war einige Schritte vorausgegangen, um wegen der Reise Befehle zu ertheilen, und seine Gemahlin, die nun alles Leiden überstanden zu haben glaubte, umarmte mich mit allem Feuer der seligsten Freude. Im Augenblick ward ein Schuß gehört, und ich fühlte eine Kugel bei mir vorüber zischen, ein zweiter Schuß, und die Gräfin sank blutend neben mir zu Boden.

Der Graf eilte sogleich herbei und schickte seine Leute den Mördern nach; allein sie waren so schnell entflohen, daß keine Spur von ihnen zu finden war. Ohne Zweifel galt wenigstens

Ein

Ein Schuß den Grafen und der Mörder ward durch Klara's männliche Kleidung gemißleitet. Wer seinen Tod verlangte, gebührt mir nicht zu vermuthen. Der Graf scheint um ein Geheimniß gewußt zu haben, das sein Tod versiegeln sollte.

Die Gräfin drang nun mit der letzten Kraft ihrer sterbenden Stimme in ihren Gemahl, daß er in schleuniger Flucht seine Rettung suchen solle; sie mußte ihn endlich mit der Hoffnung täuschen, ihre Wunde sei mehr schmerzlich als gefährlich, um ihn zu bewegen, daß er für sie sein Leben sicher stellen möge. Nie werde ich diesen Abschied vergessen! — Als der Graf sich losgerissen hatte, brachte ich die Sterbende mit Hülfe des Geistlichen in ein nahes Nonnenkloster. Sie bat vor ihrem Ende, das sie nicht fern fühlte, unter die Zahl der frommen Schwestern aufgenommen zu werden, und die Aebtissin erfüllte diesen Wunsch.

Sie, Madame, hätten jetzt ein Recht auf die gränzenlose Dankbarkeit, mit welcher ich Ihrer verewigten Klara verpflichtet war. Wer aber, wie ich, die schönsten Freuden der Welt

in so furchtbarer Zerstörung sah, der sehnt sich aus dem Kreise betrüglicher Hoffnungen in die stillen Wohnungen des klösterlichen Friedens. Dort werde ich, in frommen Uebungen und Gebeten für das ewige Heil unserer Klara, mein Leben beschließen. Möge es mir da auch gelingen, für Ihren gerechten Schmerz den Trost des Himmels zu erflehen.

13.

Archiv-Nachricht.

Am Tage Mariä Himmelfahrt im Jahr unsers Herrn Eintausend Fünfhundert Neun und Funfzig, ist ein Fremder, so sich Lukas von Florenz genannt, zu Montremy angekommen, und hat mit der Frau Marquise zu sprechen verlangt, worauf dieselbe sich mit gedachtem Florentiner mehrere Stunden in ihr geheimes Kabinet verschlossen, woselbst sie verschiedene Briefschaften und Papiere emsig durchgesehn, ohne daß man jedoch erfahren können,

worüber sie sich unterhalten, daher denn viele den gedachten Florentinischen Meister für einen Goldmacher oder Adepten halten wollen, besonders da die Frau Marquise am nächstfolgenden Tage eine sehr starke feuerfeste Halle in dem Schlosse anlegen lassen, welche jedoch von denen, so sie in ihrer fertigen Gestalt betrachtet haben, wol mehr vor eine Todtengruft, denn vor ein alchymisches Laboratorium gehalten werden möchte.

Es ist auch kurze Zeit darauf, nachdem die erwähnte Halle ausgemauert gewesen, ein Todtensarg aus einem Kloster auf das Schloß abgeholet und in diese Halle, nachdem sie vorher von dem Priester geweihet, jedoch bei nächtlicher Stille, und bloß in Beiseyn der Frau Marquise, des Pater Aymar, und meiner, des Kastellans, versenkt, auch darüber eine Bildsäule der Frau Gräfin Mongomery aus dem Hause Limeuil aufgerichtet worden, woraus nicht uneben zu vermuthen, daß deren todter Leichnam in diese Halle versetzet worden. Was aber die Frau Marquise bewogen habe, dem Leichnam diese veränderte Ruhestelle anzu-

weisen, solches hat dieselbe niemand entdecket, sondern dieses Geheimniß mit sich in die Gruft genommen. Es will aber der Herr Pater Aymar von einer Nonne, welche die Vertraute der Gräfin Mongomery, und bei ihrem traurigen Ende zugegen gewesen, vernommen haben, wie die Gräfin einmal eine furchtbare Vorstellung künftiger Ereignisse gesehn, und daher im Grabe nicht Ruhe finden könne, bis alles erfüllt sei, was der Schwarzkünstler ihr im Bilde gezeiget. Was davon zu halten, überlasse ich den Gelehrten auszugrübeln; der armen Seele aber wünsche ich die himmlischen Freuden, und dem Leib eine sanfte Ruhe im Grabe, so wie dermaleins eine fröhliche Auferstehung.

Der größte Theil des Tages war über dem Abschreiben dieser Nachrichten verstrichen. Ich beschloß daher mit dem nächsten Morgen meine Reise fortzusetzen. Mein Wirth sprach noch einiges mit mir über jene sonderbare magische

Vorschau und ihr wunderbares Zusammentreffen mit der Geschichte. Ich gestand ihm, daß ich die Thatsachen, die hier ziemlich begründet schienen, nicht läugnen könne, daß ich aber eben so wenig solche Begebenheiten mit den Gesetzen der Natur in Uebereinstimmung bringen könne, und erbat mir seine Ansicht der Sache.

Geht es uns — erwidert' er — nicht mit vielen, fast den meisten natürlichen Phänomenen so, daß wir sie für wahr annehmen, ohne sie erklären zu können? Denn was man im gemeinen Leben Erklärung nennt, ist ja gewöhnlich nur Veränderung des Wortes, die uns der eigentlichen Einsicht um keinen Schritt näher bringt.

Erklärung — fuhr er fort, als ich ihn mit fragendem Blick ansah — verlangen und erwarten wir nur dann, wenn eine Sache mit einer andern, die uns für unbezweifelt gilt, in Widerspruch zu stehen scheint. Die Erklärung soll den Widerspruch aufheben, das heißt, sie soll nachweisen, daß das Bezweifelte mit dem Unbezweifelten in seinem Wesen Eins und Dasselbe, und nur in Form, Richtung, Ansicht, oder

andern Beziehungen verschieden sei. Dieses Licht über den dunklen Ursprung der Dinge ist die wahre Aufklärung. Unstreitig wird die Erklärung immer schwieriger, je weiter die in Widerspruch scheinenden Dinge von ihrem gemeinschaftlichen Ursprung entfernt sind. Nehmen Sie dazu, daß der größte Theil der Menschen, auch der Gelehrten, ihre Geisteskraft bloß mechanisch geübt haben, daß sie daher das Erklären bloß als mechanisches Zergliedern und Zusammenstellen betrachten und handhaben. Daher die Unsicherheit in allen Ansichten solcher Dinge, die nicht durch bloß mechanische Kräfte von der Natur hervorgebracht werden, und die vielen verfehlten Theorien, welche dergleichen Wirkungen mechanisch erklären wollten. Wir müssen ein höheres Denkvermögen kultiviren, um die chemischen Durchdringungen, wieder ein höheres, um das organische Leben zu begreifen, aber natürlich hält die mechanische Denkweise diese Forderung sowol, als die Aussprüche jener höhern Fähigkeiten, für Schwärmerei, wiewol sie wenigstens zu der Einsicht gelangen könnte, daß, weil in der Natur Wirkungen sind, die

mechanischer Weise nicht begreiflich sind, es auch im Geist analoge Fähigkeiten geben müsse, welche jene Wirkungen unmittelbar und ohne Beihülfe des mechanischen Denkens auffassen können. Ein noch höheres Denken als selbst das organische, würde uns erst über das, was wir Geisterwelt nennen, vollen Aufschluß geben können, indessen gibt uns die chemische und organische Natur in vielen unbestrittenen Erscheinungen den Schlüssel zu den Wundern der Geisterwelt; denn was ist Prophezeihung anders als das Vorgefühl künftiger Veränderung, z. B. des Wetters, in einer höhern, geistigen Sphäre? So haben alle Wunder der Geisterwelt ihr Vorbild in der organischen Natur, so wie diese wiederum ihre analogen vorbildlichen Erscheinungen in der chemischen Reihe von Wirkungen findet.

Unsre Unterhaltung, die ich gern fortgesetzt hätte, wurde hier abgebrochen. Meine Reise litt keinen Aufschub, und unter den herzlichsten Danksagungen trennte ich mich von meinem Freunde.

Ich ahndete damals noch nicht, wie viel ich

ihm zu danken hatte. Die Partei, deren Pläne mein Hof begünstigte, war in einem schnellen und heftigen Kampf untergelegen, ihr mächtigstes Haupt war gestürzt, und der geheime Geschäftsführer einer andern Macht war als ein Opfer der siegenden Partei gefallen. Ich würde einem gleichen Schicksal nicht haben entgehen können, wär meine Reise nicht durch die Warnung meines Freundes verzögert worden.

Die veränderten Verhältnisse gaben meiner Wirksamkeit nun eine andre Richtung, und erst nach mehrern Jahren führte mich eine neue Reise in die Gegend von Montremy. Mein ehrwürdiger Freund lebte nicht mehr, die Reste des Schlosses und mit ihnen jene Halle waren durch den Krieg völlig verwüstet, die Einwohner waren geflüchtet, und ich fand niemand, der mir Nachricht geben konnte, ob die verschleierte Braut nun ihre Ruhe gefunden habe.

Der Gespensterläugner.

Die Vokation.

Der Advokat Gerstensaft lag eben mit der sechsten Frühstückspfeife im Fenster, und überlegte sich, daß ein großer Mann an ihm verdorben sei. Oder vielmehr nicht verdorben! Wußte er doch was er wußte. Was man zu Ruhethal, seinem Geburtsorte, ganz verkannte, das wurde darum nicht auch anderwärts übersehen. Er hatte bei seinem letzten Aufenthalte in Klatschhausen dort eine besonders gute Reputation hinterlassen. Die Stadtdirektorin hatte ihm beim Abschiede die Taschen mit Eßwaaren, und ihr Gatte das Herz mit Hoffnungen vollgestopft. Die Schwester der Stadtdirektorin, des letzten Prokonsuls Wittwe, war noch weiter gegangen. Sie hatte ihm zu Liebe das schwarze Band, welches dem Andenken ihres

Seligen gewidmet war, den zahlreichen Läster-mäulern zum Trotz, eine ganze Woche zu früh von der Haube genommen, ja sogar mit dem Ringe des Seligen hatte sie den Advokat Gerstensaft schon auf dieser Erde selig gemacht. Er für seine Person war noch auf keine Rathswahl so begierig gewesen, als auf die nächste zu Klatschhausen. Dem Kalender nach war sie vorbei, und er ärgerte sich nur über die Langsamkeit der Post, durch die er erst morgen um diese Zeit von ihrem Ausfall unterrichtet werden konnte. Aber sein Verdruß ging bald in Entzücken über. Ein Reiter erschien in der Straße, der, so hörte er deutlich, nach Sr. Hochedelgeboren dem Herrn Advokat Gerstensaft fragte. Der Reiter sprang vom Pferde und die Treppen herauf. Es war ein Expresser, den E. E. Rath zu Klatschhausen an den neugewählten Prokonsul abschickte, um diesem die glückliche Wahl zu notificiren, und die Sehnsucht nach seiner baldigen Ankunft auszudrücken.

Die Abreise.

Am Morgen vor der Abreise warf der designirte Prokonsul aus seinem Dachstübchen noch einiges stilles Mitleid auf die tief unter ihm liegende Stadt. Sie soll hören, sagte er bei sich selbst, was ihr an mir für ein Mann verloren gegangen ist, da sie nicht hören wollte, was sie an mir für einen Mann hatte. Vergebens habe ich gegen Exorcismus und Aberglauben gepredigt, vergebens den Anbau des vaterländischen Kaffees und Tabaks dringend anempfohlen. Die Anzeiger haben meine einsichtsvolle Stimme durch ganz Deutschland mit vielem Erfolg, wie ich hoffe, getragen. Nur hier hat sie taube Ohren gefunden. Das Wochenblatt von Klatschhausen soll mich fürchterlich rächen. Es soll kund thun, was mein Geist für Umwandelungen hervorbringt und welches Gewicht auch eine kleine Stadt in der glänzenden Wagschaale der Aufklärung erringen kann, wenn große Männer an ihrer Spitze stehen.

Der Postillon unterbrach seine Freuden an der Zukunft nicht unangenehm. Herr Gerstensaft veranstaltete das Nöthige, versicherte beim Abschiede seinen Wirth, daß er von ihm hören werde, und ärgerte sich noch beim Einsteigen in die Kalesche über die Gleichgültigkeit, womit dieser seine schätzenswerthe Zusage aufgenommen hatte.

Herr Gerstensaft, nicht? fragte die Schildwache im Thore.

Prokonsul Gerstensaft vielmehr, antwortete er ziemlich erboßt, daß noch ein Mann in der Stadt lebte, der von der Krone nichts wußte, welche E. E. Rath zu Klatschhausen seinen Verdiensten gespendet hatte.

Gefahren.

Die Postillons hatten aber in den ersten beiden Tagen ihre Pferde so sehr geschont, daß der Prokonsul bei der letzten Station Abend und Nacht zu Hülfe nehmen mußte, wenn er zur versprochenen Zeit in Klatschhausen eintreffen wollte.

Die Straße ist doch auch sicher? fragte er

mit Herzensangst den Postillon, als es stockfinster geworden war.

So ziemlich! hieß die Antwort. Dann und wann sind freilich Leute hier im Walde todtgeschlagen worden, wie die drei Spitzbuben am Galgen bezeugen können.

Mache Er wenigstens dann, daß wir hier vom Flecke kommen.

So was ist bald gesagt! Auf so bösem Wege findet sich das: eile mit Weile, von selber. Auch kommen wir ohnehin nur aus dem Regen unter die Traufe, mein lieber Herr. Denn dort über dem Hohlwege, da liegt, so zu sagen, der Hund begraben. Ich meine, dort steht, mit Ehren zu melden, der Galgen und die drei Spitzbuben hängen daran, mit denen der Wind am Tage klappert. Die spazieren dann bei Nacht bisweilen auf die Straße herunter, um ihrem infamen Metier auch im Tode noch nachzugehen und Postillons und Passagiers wacker zu necken. Schon mancher Wagen ist durch diese vermaledeiten Bursche umgeworfen und in tausend Stücke geschlagen und gewiß auch gar manchem armen Teufel, wie ich und

der Herr sind, das Lebenslicht ausgeblasen worden.

Lieber Mann, erwiederte hierauf der aufgeklärte Passagier, lasse Er sich doch nicht solche Ungereimtheiten weiß machen.

Weiß machen! Erst gestern ist ein Wagen grade unterm Galgen verunglückt und der Herr will vom Weißmachen reden. Ich lasse mir von niemandem etwas weiß machen. Auch von dem Herrn nicht. Aber Gott danken will ich, wenn der Hohlweg, der nun eben angeht, glücklich überstanden seyn wird. — Da haben wir den Teufel, setzte er bald hinzu, als der Wagen einen Stoß bekam, wodurch dem Prokonsul der Mangel gehöriger Polster auf dem Sitze und an seinem Leibe überaus fühlbar wurde.

Nicht wahr, fing nun der Postillon wieder an, nun wird der Herr nächstens eine andre Sprache führen. Und was für eine Eisluft von dem Elementsgalgen herüberweht!

Gespenster.

Ein neuer Stoß, der den Rossebändiger aus dem Sattel hob und dem Prokonsul das falsche

Haar

Haar unmanierlich vom Hinterhaupte streifte, war das Signal zu neuen Ereignissen.

Der Himmel stehe uns bei! rief der Postillon, als die Pferde hoch aufbäumten und weder dem Zureden noch der Peitsche einigen Einfluß auf sich gestatteten.

Was giebts denn? fragte der Reisende ängstlich.

Was wird's geben? Eine Parthie schloß-weiße Gespenster haben uns ganz den Weg versperrt.

Nur zugefahren!

Ei, so fahren Sie doch. Hier ist die Peitsche.

Der Prokonsul sprang hierauf aus dem Wagen und wollte schon die Peitsche ergreifen, als er in der That des Postknechts Aussage bestätigt, die Gespenster im Wege liegen und die Pferde bei dem Hiebe, den ihr Mentor noch einmal versuchte, abermals hoch aufbäumen sah.

Es könnte ja wohl auch etwas anders als Gespenster seyn. Wenn man's nun auf die Seite zu schieben suchte, Postillon!

Schieben Sie, meinetwegen. Ich vergreife mich nicht daran. Es thut mir schon leid genug, daß ich vorhin solche ungezogene Reden ausgestoßen habe, gegen die drei lieben, gnädigen Herren oben am Galgen. Ich widerrufe auch auf der Stelle jedes unschöne Wort und will mich mein Lebtage nicht wieder mit solchem Vorwitze einlassen.

Was denn aber anfangen? fragte der Passagier.

Gar nichts, da die unvernünftigen Pferde selber so viel Vernunft haben und bei so bewandten Sachen nicht weiter wollen.

Neue Schrecknisse.

Du mein Himmel! rief der Prokonsul und sah schon im Geiste die nahen schönen Hoffnungen mit seinem ganzen Leben in diesem Hohlwege zu Grunde gehen.

Der Postillon stimmte endlich ein geistliches Lied an. Der Prokonsul suchte ihm begreiflich zu machen, daß das uralte Lied die Censur nicht mehr passire, weil es von dem neuen Gesangbuche ausgeschlossen worden, aber der

Pferdelenker versicherte, seine Großmutter habe das Lied in der Gespensterstunde sehr probat gefunden. Darauf entschloß sich der Prokonsul selbst den Gesang durch seinen wohlgenährten Bierbaß zu verschönern und zu verstärken.

So standen die Sachen, als ein Licht immer näher und näher rückte.

Der Postillon setzte dem Prokonsul umständlich aus einander, was von Lichtern zu halten sei, die um solche Zeit in der Nähe der Hochgerichte herumflankirten. Gemeiniglich wären Männer, die ihre eigenen Köpfe unterm Arm trügen, oder ähnliche Unholde von der Parthie und kräftige Stoßgebete noch die besten Präservative, wo nicht gegen den Tod, doch gegen den Teufel.

Und der Prokonsul war in diesem Augenblicke von seiner Liebe zur Aufklärung dermaßen zurückgekommen, daß er wirklich mit lauter vernehmlicher Stimme alle die Stoßgebete nachsagte, wodurch der Postillon seine Seele zu retten suchte.

Der Schimmel.

Als endlich das wandelnde Licht ganz nahe kam, entdeckte man einen Wagen dabei, dessen Geräusch durch das fürchterliche Geheul des Sturmes überschrien worden war. Der Wagen sollte einen Schimmel abholen, der den Tag zuvor an derselben Stelle ein Opfer der abscheulichen Straße hatte werden müssen.

Dem Postillon wurde sein Herz um viele Centner leichter, als mit dem Schimmel auch zugleich die Gespenster verschwanden.

Herr Gerstensaft war schon weniger zufrieden. Zwar dankte er ebenfalls dem Himmel, doch verdroß es ihn auch erstaunlich, daß der Postillon nicht einmal so viel Ambition hatte, um zu verschweigen, wie sehr sie beide von einem todten Pferde in's Bockshorn waren gejagt worden. Obendrein war der Postillon aus Klatschhausen. Wenn der Kerl plauderte, so konnte es um des Prokonsuls Ansehen und zugleich um seine Reformationsplane geschehen seyn.

Bei reiferm Nachdenken aber beruhigte er

sich etwas. Des Prokonsuls Worten, dachte er, wird man doch eher glauben, als der Aussage eines miserablen Postillons. Auch werde ich gewiß durch die That beweisen, daß er gelogen haben muß, sobald sich irgend Gelegenheit darbietet. Zugleich bat er der Aufklärung den eben begangenen Fehltritt von Herzen ab, und gelobte ihr seine Treue von nun an auf ewige Zeiten.

Neuerungen.

Der Prokonsul that, wie er gesagt hatte. Ganz Klatschhausen konnte sich ein Paar Wochen lang vor seinen Gedanken über den Mann gar nicht mehr verhegen. Trug er doch, wahrhaftig, weder Zopf noch Haarbeutel, sondern ging mit abgeschnittenem und ungepudertem Haar in den Rath. Dazu schien er sich um alles bekümmern und Schul- und Brauwesen, Kirche und Küche der gesammten Stadt auf Einmal völlig umarbeiten, mit Einem Worte, er schien Berge umreißen zu wollen.

Weil er sich dabei nun auch in die Geschäfte der übrigen Senatoren mischte, so sagte der

Syndikus: Das geht nicht, Herr Kollege. Aber der Prokonsul erwiederte trotzig: ich setze es durch, und sollte ich mich an den König wenden. Wo alles schläft, da wird es Pflicht zu wachen und thätig zu seyn.

Dem Stadtdirektor, der die meiste Schuld an der neuen Wahl hatte, wurde deßhalb erschrecklich von seinen Kollegen mitgespielt. Dem guten Stadtdirektor. Denn was würde damals seine liebe Frau gesagt haben, wenn er ihrer leiblichen Schwester nicht den Gefallen gethan hätte. Bei der Prokonsulin Jahren und Aeußerm fanden sich nicht alle Tage Männer. Mit einem simplen Advokaten aber zum Altar zu treten, das durfte doch wohl kein Christenmensch der Wittwe eines Prokonsuls zu Klatschhausen zumuthen wollen! Der Stadtdirektor konnte sich indessen mit der Neuverehelichten trösten. Denn auch sie hatte ganz andre Dinge von der Liebe und Dankbarkeit ihres zweiten Gatten erwartet. Sie hatte geglaubt, er werde für das artige Vermögen, das sie ihm mitbrachte, so artig seyn, und ihr in allen Stücken den Willen lassen. Darin aber war

ihre Rechnung ganz ohne den Wirth gemacht. Herr Gerstensaft war als Kandidat und Bräutigam aus lauter Höflichkeit und Ergebung zusammengesetzt gewesen, um als Prokonsul und Gatte den Spieß umkehren und Ergebung und Höflichkeit gegen Senat und Gattin ganz an den Nagel hängen zu können.

Lottchen.

Es gab Leute in Klatschhausen, welche behaupteten, daß so ein Donnerschlag aus heiterm Himmel dem schlafsüchtigen Senate schon zu gönnen wäre, und der Frau Prokonsulin dazu. Denn es war ein Spektakel wie die böse Frau ihrem ersten Manne den Daumen aufs Auge gesetzt hatte, und wie sie noch bis diese Stunde ihre einzige Tochter plagte und peinigte. Und letzteres bloß darum, weil das hübsche Kind Geschmack hatte. Lottchen wollte nämlich statt des alten höckrigen Kämmerers, den sie heirathen sollte, einen jungen, kerzengraden Springinsfeld zum Manne haben, der freilich keine vollen Geldkasten, wie der Alte, aber doch ein volles Herz für sie besaß. Und

ein Herz, das auch Geschmack hatte, wie Lottchen besser als irgend jemand einsah. Denn der Springinsfeld hatte vor Kurzem in der Ressource gradezu erklärt, daß die zum Ideal erhobene mediceische Venus für eine wahre Satire auf den Schönheitssinn der Alten und Neuen gelten könne, weil ein Ideal für weibliche Reitze ohne ein schalkhaftes Stumpfnäschen nicht denkbar sei. Und wer grade so ein schalkhaftes Stumpfnäschen besaß, darüber gab unserm Lottchen jeder ehrliche Spiegel Auskunft. Außerdem hatte der Schönheitskenner bei andrer Gelegenheit auch erklärt, daß Lottchen und sonst kein Mensch je die Seinige werden könne, und dabei hatte er so erbärmlich gethan, als ob er das ganze Bischen Leichtfertigkeit, welches ihm angeboren war, seiner unglücklichen Liebe zu Gefallen für immer aufgeben wolle.

Doch das alles nur beiläufig.

Das Gespensterhaus.

Die lebhafteste Differenz zwischen dem neuen Ehepaare entstand dadurch, daß der Prokonsul nicht mit dem Hause zufrieden war, mit dem

sein Amts = und Ehevorfahrer sich bis an sein seliges Ende beholfen hatte. Herr Gerstensaft wollte aber doch Figur machen und konnte unmöglich dulden, daß der Gleitsmann gegenüber auf steinernen Treppen in sein bequemes Quartier stolzierte, während er, der Prokonsul, auf einer Treppe von Holz in einen engen winkelreichen Käfig poltern mußte. Das war freilich ein vernünftiger Grund. Auch die Frau Prokonsulin, die dem Hochmuthe der Frau Gleitsmannin schon längst gern eins angehangen hätte, sah das vollkommen ein. Wenn man aber, meinte sie, dergleichen Dinge nicht auf eine geschickte Weise ändern kann, so muß man sich doch darein ergeben. Und es stand jetzt grade kein Haus in der Stadt zu Kaufe, welches steinerne Treppen und sonst die erwünschte Bequemlichkeit gehabt hätte. Ein einziges ausgenommen, vor dem aber die Frau Prokonsulin einen entschiedenen Abscheu hatte, so vornehm es auch wirklich aussah. Es ging nämlich die Rede, daß die Abend = und Nachtstunden in diesem Hause gar nicht plaisirlich zuzubringen wären, weil dann die verstorbenen Besitzer ein=

zusprechen und allerlei unfertige Späße zu treiben pflegten, aus denen einigemal sogar völliger Ernst geworden seyn sollte. Wenigstens behauptete man, daß die Gespenster vor langen Jahren einmal im Keller dieses Hauses gegen Mitternacht jemanden den Hals auf den Rücken gedreht hätten.

Und grade dieses Haus hatte der Prokonsul gekauft. Grade dieses Haus paßte auch am besten in seine Plane und war fast noch mehr Ursache zu seinem Wunsche, die alte Wohnung aufzugeben, als der Vorzug, den der Gleitsmann ungebührlicher Weise vor dem Prokonsul voraus hatte. Denn die natürliche Auflösung jener Gespenstergeschichte im Hohlwege, hatte den Prokonsul dermaßen in seinem damals wankenden Glauben, daß jede ähnliche Geschichte entweder auf fremdem Betrug oder dem Betruge durch die eigene Einbildungskraft beruhen müsse, bestärkt, daß er nur auf Gelegenheit lauerte, um die Wahrheit dieses Glaubens allem Volke klar zu beweisen.

Ein Beweis dieser Art sicherte ihn auch vor den Erzählungen seines nunmehrigen Mitbürgers

des bewußten Postillons, an den er manchmal mit Schrecken dachte. Denn wenn er eben nach Ausführung einer hohen Idee den Postillon vorbeireiten sah, so fiel ihm allemal sein Muth wieder, und es war ihm, als ob der freche Kerl zu ihm sagte: Prokonsulchen, Prokonsulchen, wenn ich reden wollte! —

Der Vertrag.

Ich garantire Deinen Hals! sagte der Prokonsul zu seiner Gattin, die in dem verwünschten Hause darum zu kommen fürchtete. Es wäre ja ein wahrer Schildbürgerstreich gewesen, wenn wir das schöne und wohlfeile Gebäude aus den Händen gelassen hätten. Um eines so albernen Aberglaubens willen!

Vergebens suchte die Frau Prokonsulin Himmel und Erde zu bewegen. Jedermann wurde von ihr um Rath in der Sache gefragt, und selbst eine Frau, welche am äußersten Ende der Vorstadt die Schicksale der Menschen aus Kaffeetassen verkündigte, nicht übergangen. Nirgends Hülfe. Endlich gab ihr noch jemand den Einschlag, daß sie mit ihrem Gatten die Abrede

nehmen möchte, er solle das Gespensterhaus zuerst allein beziehen. Liefe es gut ab, nun so würde sie nachkommen. Im Gegenfalle bleibe ihr doch wenigstens die Beruhigung, sein Unglück nicht verschuldet zu haben.

Der Prokonsul war mit ihrem Vorschlage zufrieden und versprach ganze acht Tage allein in dem neuen Hause zuzubringen, und die Gespenster, wie er sagte, ruhig zu erwarten. Ja, er war übermüthig genug, die Wette mit seiner Gattin einzugehen, daß er einen silbernen Becher, der beim Einräumen des Weines in den Keller des Gespensterhauses stehen geblieben war, sogleich in der ersten Nacht zwischen eilf und zwölf Uhr heraufholen und ihr ihn überbringen wollte.

Um jedoch auch einige Gesellschaft zu haben, so wurde der Rathsaktuarius Blond, auf den er große Stücke hielt, dazu auserlesen. Ueberdies gestand ihm die Frau Prokonsulin recht gern ihre Köchin zu und behalf sich indessen so gut sie konnte. Abgehen, meinte sie, wolle sie ihm nichts lassen. Möchte der Himmel selber über ihn verhängen, was er für gut finde.

Beruhigt war sie darum aber doch ganz und gar nicht, so viel ihr auch von verständigen Leuten zugeredet wurde. Denn — — sagte sie, doch die Zukunft wird es ja wohl von selbst lehren, was sie damals ohngefähr gesagt oder gedacht haben kann.

Die Obskuranten.

Am Abend vor dem Einzuge des Prokonsuls in das neue Haus, kam die Rede in der Ressource zufällig vom Gespensterhause auf das Gespensterbuch, welches jemand mitgebracht hatte.

Der Prokonsul durchblätterte den Anfang des ersten Theils und rief entrüstet aus: Was, eine Gespenstergeschichte ohne natürliche Auflösung? Und das im neunzehnten Jahrhunderte? Will man uns wieder in das Zeitalter der Barbarei und des Aberglaubens zurückwerfen? Morgendes Tages muß in den Leihbibliotheken nach dieser Obskurantenschrift gesucht, sie muß weggenommen und wenn nicht verbrannt, doch wenigstens über das Weichbild unserer guten Stadt hinausgeschafft werden. Denn in einer

Stadt, wo ich Prokonsul seyn soll, da darf die Aufklärung keine so unverschämten Backenstreiche erhalten.

Aber, fiel ein Fremder ein, der zum ersten Male in der Ressource erschien, das scheint gar nicht der Wille des Verfassers zu seyn, wie der Herr Prokonsul bald sehen würden, wenn sie die Nachrede zu lesen belieben wollten.

Doch damit kam der naseweise Neuling dem Prokonsul grade recht. Was Nachrede! sagte er. Ist in der Nachrede eine Auflösung für die Historie von dem sogenannten Freischützen?

Das wohl nicht. —

Nun also. So was, mein Herr, kann durch keine Nachrede entschuldigt werden. Auch sollte dergleichen niemand in Schutz nehmen und wenn er der leibliche Bruder des Verfassers wäre. Es giebt keine Gespenster! Daher müssen die Geschichten davon Lügen seyn und gelogen soll nicht werden, weil das schon die zehn Gebote nicht haben wollen. Womit wäre denn wohl ein so unbefugter Schriftsteller zu rechtfertigen, heh?

Ich darf erinnern, erwiederte der Fremde,

daß dann gar keine Gedichte überhaupt existiren könnten.

Ei, Gedichte! Nur nicht das Hunderte ins Tausende gemengt. Gedichte, das ist wieder etwas anders, das sind Dinge, die sich reimen oder die doch in gewissen Absätzen gedruckt werden. Uebrigens möchte man in Gottes Namen auch die Gedichte verbieten, denn ich begreife nicht, was für reellen Nutzen sie haben. Mit all ihren Gedichten werden die unnützen Verfasser wahrhaftig keine einzige Kartoffel oder Runkelrübe hervorbringen, auch weder Kaffee noch Zucker wohlfeiler machen, das sage ich.

Aus diesen Aeußerungen nahm die Frau Prokonsulin seufzend ab, daß ihr Gemahl sich während der Probewoche im neuen Hause tüchtig gegen die Gespenster zusammennehmen würde, und daß er, wenn sie's nicht überaus bunt mit ihm machten, doch leicht die acht Tage aushalten, und sie nachher das Unglück haben könnte, mitten unter das pochende, scharrende und sonst handthierende unsichtbare Gesindel ziehen zu müssen, das bei übler Laune den Leuten nur gar zu gern die Köpfe auf den Rücken drehte.

Der Aktuarius.

Der Prokonsul saß am Abende des folgenden Tages richtig in dem Gespensterhause und kuckte bei jedem Knistern der Tische und Thüren sich herzhaft um, ohne irgend ein Gespenst gewahr zu werden. Endlich erschien der Aktuarius Blond, nach des Prokonsuls Meinung der einzige Mensch in Klatschhausen, mit dem ein recht vernünftiges Wort zu reden war, und den er auf eine Suppe eingeladen hatte.

Es ist sehr schön und rühmlich, begann der Aktuarius, es verdient in den Annalen unserer guten Stadt mit goldenen Lettern aufgezeichnet zu werden, wie Sie in der kurzen Zeit, daß hiesige Einwohner so glücklich sind, einen ächten Vater und Versorger in Ihnen, Herr Prokonsul, zu verehren, schon so viel Gutes und Großes gestiftet haben. Durch die Wahl dieses verrufenen Hauses erwerben Sie Sich ein neues, unsterbliches Verdienst um die Aufklärung von ganz Klatschhausen. Es soll kein Aberglaube mehr seyn! rufen sie kräftig damit aus, daß sie ihr eigenes folgenreiches Leben gleichsam zum

Pfande

Pfande für die Nichtexistenz der Gespenster und Kobolde einsetzen. Ich gestehe gern, daß ich, meines Orts, schwerlich so viel über das angeborene Vorurtheil gewonnen hätte. Denn so oft ich mir auch sagen mag: Ohnfehlbar ist alles, was man von den Vorfällen in diesem Hause erzählt, durch Betrüger veranstaltet gewesen, so kann ich mich doch niemals zugleich des entgegengesetzten Gedankens an die Möglichkeit überirdischer Einwirkungen ganz erwehren, wie ich denn zum Beispiel durchaus nicht an nächtliche Geistervisiten auf den Kirchhöfen glaube und doch zur Nachtzeit um keinen Preis dahin gehen möchte. So etwas hat man aber auch nicht nöthig. Und Sie, Herr Prokonsul, würden sich wohl auch bedenken, bei Nacht zwischen eilf und zwölf Uhr in den berüchtigten Keller dieses Hauses hinabzusteigen.

Keineswegesꝰ, mein lieber Blond. Habe ich doch sogar mit meiner Frau gewettet, ihr einen silbernen Becher, zum Beweise, daß ich in dieser Stunde unten gewesen bin, noch heute zu überbringen. Um eilf Uhr wird sie mir den Schlüssel zum Keller herüberschicken. Und Sie,

guter Aktuarius, müssen mich wahrhaftig begleiten. Nicht als ob ich Anstand nähme, mich auch allein hinunter zu wagen. Gott behüte! Aber es befördert die gute Sache, wenn zwei glaubwürdige Personen versichern können, daß sie an einem so berüchtigten Orte durchaus nichts Ungewöhnliches gesehen und gehört haben.

Herr Prokonsul, sagte der Aktuarius, ich gestehe gern meine Schwäche, und bitte daher, mich von diesem Gange zu dispensiren.

Aber vergebens, der aufgeklärte Mann faßte ihn bei der Ambition und ruhte nicht eher, bis der Aktuarius ihm die Begleitung zugesagt hatte. —

Ich darf von der allumfassenden Klugheit des Herrn Prokonsuls hoffen, sprach der Aktuarius, ich darf hoffen, daß Sie allem möglichen Betruge hinlänglich vorgebaut und darauf gedacht haben, daß niemand Verdächtiges weder von außen herein kommen noch im Innern sich aufhalten könne?

Alles besorgt! Vorsicht ist ja die Mutter der Weisheit. Der bewußte Rathsdiener steht

an der Hauptthüre und der Frohn am Gartenthore Schildwache.

Der Hagel.

Was ist das? rief der Aktuarius aufspringend, als jetzt auf Einmal ein starker Hagel an die Fenster schlug. Und dazu der Himmel mit Sternen übersäet!

Eine sehr merkwürdige Naturerscheinung! sprach der Prokonsul. Das Erstaunen stieg noch um vieles höher, als die Köchin hereinkam, und man hörte, daß auf der entgegengesetzten Seite des Hauses, wo die Küche sich befand, der Hagel gar einige Fenster eingeschlagen hatte.

Wunderbar genug! sprach der Aktuarius mit einer Stimme, die nicht von allzugroßem Muthe zu zeugen schien. So ist denn dieser Hagel in zwei ganz verschiedenen Richtungen herabgefallen!

In Stücken wie die Hünereier! sagte die Köchin, eine große Portion Eis aus der Schürze hervorzeigend.

Als sie wieder hinaus war, sprach der Aktuarius: Ich will nicht läugnen, daß mich dieser

Umstand ein wenig aus dem Koncepte gebracht hat. Das Ungewöhnliche —

Freilich, fiel der Prokonsul ein, das Ungewöhnliche thut das. Doch ist das Ungewöhnliche in der politischen Welt an der Tagesordnung, warum sollte sich nicht die Natur auch zuweilen etwas ungewöhnlich aufführen können?

Die Märchen.

Sehr wahr und schön gesagt. Aber, so weit geht die menschliche Schwäche, indem ich die Wahrheit und Schönheit zugebe, kann ich mich doch eines tüchtigen Schauers nicht erwehren. Denn dabei fällt mir immer eine Historie ein, die ich in jüngern Jahren gehört habe. Der Aktuarius erzählte hierauf die Geschichte eines übernatürlichen Hagels, der sich alle Tage und so lange erneuert hatte, bis das Haus, dem er gegolten, vor Schrecken ganz ausgestorben war.

Das sind eben solche Märchen, sagte der Prokonsul, die zuweilen aus ganz natürlichen, nur, wie so vieles andere, nicht im Augenblicke sogleich erklärbaren Ereignissen, gleich unserm

vorhin erlebten, entstehen und die dann von müßigen Köpfen in's Wunderbare übersetzt werden. Wenn ich Kinder hätte, so dürfte denen niemand von meinen Leuten mit solchen Dingen kommen, der nicht sogleich aus dem Hause gejagt seyn wollte. Denn so was prägt sich den jungen Gemüthern zeitig ein und verwächst dann gleichsam in ihre Einbildungskraft. Unfehlbar, lieber Aktuarius, sind dergleichen Ammenmärchen auch Ihrer vernunftgemäßen Ausbildung in der eben besprochenen Rücksicht etwas in den Weg getreten.

Der Sturm.

Als es zehn Uhr schlug, äußerte der Prokonsul seine Verwunderung, daß das Abendessen noch nicht aufgetragen wurde. Doch in demselben Augenblicke kam auch der Aufschluß. Die Köchin eilte nämlich herzu und sagte, daß sie bei dem ungeheuern Winde, der durch die eingeschlagenen Fenster blase, nicht im Stande sei, das Feuer beisammen zu halten. Ueber diese Nachricht aber mußten Wirth und Gast um

so mehr erstaunen, da sich, wie man nun das Fenster öffnete, durchaus kein Lüftchen bewegte.

Davon müssen wir uns doch selbst überzeugen, sagte der Prokonsul kopfschüttelnd, und man ging hinaus. Aber auch in der Küche kein Lüftchen.

Es wurde sogleich wieder Feuer gemacht. Doch kaum hatte man die Kasterolle übergesetzt, so blies auf einmal ein heftiger Wind, jetzt aber nicht zum Fenster herein, sondern aus dem Schornstein dermaßen herunter, daß alles wieder auseinander flog.

Das geht wirklich über meinen Horizont! sagte der Prokonsul, weil der Baum draußen noch immer kein Blatt bewegte.

In der That mußte der Abendtisch anders arrangirt und mit kalter Küche vorlieb genommen werden, weil der Wind durchaus nicht zu bändigen war.

Es ist doch überaus seltsam! sagte der Aktuarius bei Tische, und ich erinnre mich hier einer Geschichte, an die ich sonst immer nicht sonderlich geglaubt habe. Er erzählte darauf wieder eine Anekdote von ähnlichen unerklärbaren

Winden, die durchaus kein Feuer in einem gewissen Hause gelitten nnd sogar jedes Licht ausgelöscht hätten.

Der Prokonsul schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: Wer weiß, mit welchen schauerlichen Zusätzen morgen die Stadt den heutigen Wind unsrer Küche beehren wird!

Wohl möglich, antwortete der Aktuarius. Aber sonderbar bleibt mir doch der Wind bei völlig ruhiger Luft, der erst durch das Fenster, dann durch die Esse kommt, auch schon an sich und ohne alle Zusätze.

Concedo, antwortete der Prokonsul. Bei einigem Nachdenken aber läßt die Sache gewiß eine natürliche Erklärung zu, wenn wir auch heute nicht sogleich darauf fallen.

Das Scheuern.

Was ist denn das wieder? fragte der Aktuarius, indem er Messer und Gabel weglegte und hastig vom Tische sprang. Zugleich zeigte er mit furchtsamer Geberde auf die Dielen.

Lassen Sie sich durch das Geräusch unter

unsern Füßen nicht stören. Unfehlbar läßt meine Frau unten scheuern.

Das klingt mir doch gar nicht so! erwiederte der Aktuarius. Auch fand sich bei näherer Untersuchung, daß an kein Scheuern gedacht worden war.

Gleichwohl fing, sobald man wieder saß, dasselbe Geräusch von vorne an. Der Aktuarius erwähnte hierbei die bekannte Geschichte auf jener Pfarre in Schlesien, wo immer unter den Füßen der Familie von unsichtbarer Hand gekehrt wurde, und fügte noch hinzu: Ich für meine Person weiß überhaupt bei manchen Ereignissen gar nicht wie sie natürlich auszulegen sind, und möchte wohl, da wir jetzt über dergleichen Dinge sprechen, die Meinung eines so aufgeklärten und einsichtsvollen Mannes, wie der Herr Prokonsul sind, darüber vernehmen.

Aber der aufgeklärte und einsichtsvolle Prokonsul schien auch allmählig etwas toleranter und empfänglicher für das Uebernatürliche zu werden. Denn während der Aktuarius ihm einige Geisteranekdoten, worein ein Paar Verwandte verwebt waren, vortrug und dann hin-

zufügte, daß an der Glaubwürdigkeit der Personen gar nicht zu zweifeln sei, sah sich sein furchtloser Freund schon so häufig im Zimmer um und zog die Füße, unter denen noch immer von Zeit zu Zeit gescheuert wurde, so hoch herauf, daß er das einemal vor lauter Unachtsamkeit auf seine Person, sicher vom Stuhle gefallen wäre, wenn ihn der Gast nicht noch ergriffen hätte.

Ob sie wohl gehen?

Endlich wurde der Kellerschlüssel gebracht und der Aktuarius zündete das Licht an. Da sagte der Prokonsul: Wissen Sie auch, lieber Blond, daß wir unsre Unterhaltung für diesen Abend gar übel gewählt haben? Die Einbildungskraft findet sich durch die Märchen — denn anders werde ich die Gespensterhistörchen bei kalter Ueberlegung schwerlich nennen — so genährt. Eine berüchtigte Stunde ist es obendrein und es giebt Stimmungen, in denen man kaum für sich selber stehen kann.

Sie nehmen mir das Wort aus der Seele, Herr Prokonsul. Lassen wir den Keller. Ihre

Frau Gemahlin wird so viel Freude über die gewonnene Wette haben, daß Sie schon im Gedanken daran den Verlust derselben wohl verschmerzen können.

Allein grade bei der Erinnerung an die Wette rekolligirte sich der Prokonsul und sagte: Nein, gehen wir lieber. Es ist kein Frevel, den wir vorhaben.

Ich glaube, sagte der Aktuarius auf der Treppe, daß alles gut zu beseitigen ist, sobald wir nur den ersten Schauer überwinden. Wunderbar, wie alle Bagatellen diesen Schauer vermehren können! So ist der starke Wiederhall auf dieser gewölbten Treppe das Natürlichste von der Welt. Gleichwohl zuckt mir nach jedem Tritte der Fuß vor Schrecken ganz fieberhaft.

Hören Sie einmal, lieber Aktuarius, ehe Sie mir krank werden, wollen wir lieber die Sache unterweges lassen, sagte der Prokonsul, trat eine Stufe zurück und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

O behüte, meinetwegen nur nicht. Man muß für jeden Grundsatz, zu jeder Zeit, sein

Leben aufs Spiel setzen können. Ich, meines Orts, will Ihnen die, freilich etwas gefährliche, Wette gewiß nicht verloren machen.

Der Keller.

Was mir von dem Glase Wein für ein Zittern in die Glieder gekommen ist! sagte der Prokonsul, wie er das Schlüsselloch der Kellerthüre gar nicht treffen konnte. Der Aktuarius mußte aufschließen.

Was ist das? rief dieser, als beim Eintreten in den Keller ein lautes Stöhnen zu vernehmen war.

Das weiß der liebe Gott! erwiederte der Prokonsul, weinerlicher als es dem aufgeklärten Manne zukam.

Darauf geschah ein heftiger Knall. Die Lichter verlöschten. Rings umher feurige Todtenköpfe. An der Wand die flammende Schrift: Verloren, wer einen Schritt weiter wagt.

Das alles verschwand jedoch sogleich wieder und eine weißverschleierte Gestalt von hohen, blauen Flammen umgeben, stieg aus dem Boden auf.

Der Aktuarius sank zur Erde. Der Prokonsul so wenig um ihn als um den silbernen Becher bekümmert, eilte, Hülfe rufend zurück, und schätzte sich überaus glücklich, als er die Hausthüre ohne irgend einen Unfall gewonnen hatte.

Eheglück.

Die Frau Prokonsulin lag mit Lottchen voll banger Erwartung im Fenster, wie der Geflüchtete vor der alten Wohnung anlangte.

Nun? so fragten zwei Paar Lippen und Augen, als er noch an der untersten Stufe stand, von oben begierig herab.

Nur ruhig, antwortete er, es wird sich alles finden und die beiden Damen meinten, daß sein sichtbarer Verdruß nicht mit vielem Gelde zu bezahlen sei.

Bringst Du den Becher mit, Männchen? fragte die Frau Prokonsulin in ihrem Innern schon hoch triumphirend.

Still vom Becher und allem. Ich bin gut, darum sollst Du Deinen Willen haben. Wir wollen hier wohnen bleiben. Nun laßt

mich aber auch mit Fragen ungeschoren, denn ich kann vor Schlafe die Augen nicht mehr aufthun.

Nur diesen einzigen Kuß noch, liebstes Männchen, sagte die entzückte Frau Prokonsulin, zog den Theuern so fest wie am Hochzeittage an ihre abgelebte Brust und eilte dann mit Lottchen Arm in Arm aus dem Zimmer.

Muthmaßungen.

Die Stadt war zu klein und die Gespenstergeschichte zu merkwürdig, als daß sie nicht schon am folgenden Tage hätte bekannt seyn sollen. Alle Einwohner waren davon allarmirt. Der Prokonsul wurde in der Ressource mit tausend Fragen bestürmt. Einen Schleier darüber! pflegte er zu sagen, da er weder erzählen wollte, noch läugnen konnte. Wer gar zu arg ihm zusetzte, den wies er an den Aktuarius, welcher troß der Ohnmacht, wobei ihn der Prokonsul im Stiche gelassen hatte, den Gespenstern ebenfalls glücklich entronnen war.

Kein Wunder, wenn man einigen vernünftigen Personen im Städtchen Glauben beimessen

will. Nach diesen Personen war der Aktuarius, der sich von jeher viel mit sogenannter natürlicher Magie abgegeben hatte, die Seele dieser Spukerei. Er hatte eine geheime Aktenrepositur unter seinem Verschlusse, die seit Menschengedenken von niemand durchblättert worden war als von ihm. In dieser Repositur soll nun ein ganz natürlicher Aufschluß über die vormalige Spukgeschichte in jenem berüchtigten Hause zu finden gewesen seyn. Man hatte aber damals das Publikum lieber in der Gespensterfurcht lassen, als einen angesehenen Mann, der in die Historie verwickelt war, kompromittiren wollen. Daß der Aktuarius bei Gelegenheit einer Rügensache von dem Postillon, der den Prokonsul hergebracht, die Geschichte mit dem todten Schimmel erfahren hatte, das wußte man so gut, als daß er auf der Universität wegen seiner Neigung zu lustigen Streichen zuweilen des Teufels Vorlauf genannt worden war. Auch hielten der Rathsdiener und der Frohn, welche die Wache gehabt hatten, zu große Stücke auf den Aktuarius, um den Gespenstern, die er veranlaßte, nicht eher hülf-

reiche Hand zu leisten, als ihnen voreilig entgegen zu wirken.

Ursachen.

Für eine so ausgezeichnete Treulosigkeit des Aktuarius aber an seinem Gönner, dem Prokonsul, müßten immer sehr wichtige Ursachen anzugeben seyn, wenn man diesen Muthmaßungen Glauben beimessen sollte. Es gab aber auch solche Ursachen. Der Aktuarius war nämlich jener junge Springinsfeld selber, mit dem Mamsell Lottchen lieber Hochzeit machen wollte als mit dem alten Kämmerer. Wohl möglich daher, daß die Frau Prokonsulin in ihrer Verzweiflung über das Gespensterhaus endlich den schlauen Liebhaber Lottchens zu Rathe gezogen, und dieser auf den Fall, daß seine Anschläge gelängen, sich die siebzehnjährige Hand ausgebeten hatte, die zeither seine verliebte Natur tagtäglich mit zärtlichen Briefen genährt hatte, welche an der Köchin, die ebenfalls in den Geisterspuk verwickelt seyn mochte, eine allezeit fertige Bestellerin fanden.

In der That mußte der alte Kämmerer, der

lange Zeit für Lottchens Bräutigam gegolten hatte, bald nachher mit langer Nase abziehen, weil der Aktuarius Lottchens Gatte wurde.

Als das junge Ehepaar in der Folge gar das Gespensterhaus selber kaufte und bezog, nachdem die Gespensteranstalten darin völlig zerstört waren, da begann auch der Floh, den der verschmähte Kämmerer dem Prokonsul wegen des Gespensterstreiches bald darauf in's Ohr gesetzt hatte, sich recht mächtig zu regen.

Der Prokonsul spannte nun seine ganze Kraft an, um den verschmitzten Schwiegersohn aus der Rathsstube hinauszubeißen. Umsonst. Die Gespenstergeschichte in der Stadt und die, welche der Postillon jetzt häufig als Gegenstück erzählte, diese beiden Historien hatten den hartnäckigen Läugner der Geisterwelt um alle Autorität gebracht.

Bei der nächsten Rathswahl offenbarte sich dieß noch mehr dadurch, daß der Aktuarius Blond zum Senator ernannt und ausdrücklich dem Prokonsul zur Unterstützung an die Seite gesetzt wurde.

E. E. Rath schöpfte schon wieder Athem, weil

weil nun alles beim Alten blieb, wenn der Schelm, der neue Senator, nicht künftig einmal neue Späne machte.

Was den Prokonsul anlangt, so durfte der zu Hause seinen aufgeklärten Mund auch kaum noch aufthun, wenn er nur einige Ruhe vor seinem zweiten Ich haben wollte, welches bald gar eine Klage gegen ihn beim Konsistorium einreichte. Die Scheidung erfolgte endlich, und man kann als Notiz für Ehestandskandidaten hinzufügen, daß die Frau Prokonsulin sich seitdem so jugendlich bunt und durchsichtig kleidet, auch die erfahrungsvollen Augen so schamhaft niederschlägt, daß man auf die Idee geräth, als habe die unglückliche zweite Ehe ihr den Gedanken an eine glückliche dritte noch gar nicht aus der hoffenden Seele genommen.

In der Stadt behandelte man den Herrn Gerstensaft ebenfalls unartig genug. Brauer, Bäcker, Schulmeister, kurz alle diejenigen, die anfangs, wie er noch Berge umreißen wollte, unter seinen Neuerungen gelitten hatten, stellten sich ihm selbst bei hellem Tage mit aufge-

hobenen Fäusten in den Weg. Abends wagte er gar nicht mehr auszugehen.

Fast alle Professionen hatten etwas wider den Mann einzuwenden. Am glimpflichsten noch gingen die Glaser mit ihm um, weil er ihr bester Kunde war. Denn die Zeterjungen, die sonst immer am Dreikönigstage mit dem Sterne durch die Stadt gezogen, auf seine Anordnung aber aufgehoben worden waren, litten durchaus kein ganzes Fenster in seinem Hause. Am Ende hätte er seine Besoldung der Glaserinnung völlig abtreten müssen, daher entsagte er lieber der Prokonsulstelle selber.

Seitdem soll er in einem andern Städtchen bei schwunghaftem Umtriebe seiner Gesundheits-kaffee-, Thee- und Tabaksfabrikation durch Flugschriften der Aufklärung neuen Vorschub thun, und in dem Bewußtseyn verkannter Größe, sich seinen Umständen nach, ziemlich wohl befinden.

A n e k d o t e n.

I.

Das Geisterschloß.

Hellmuth's, des Dorfrichters Wohnung, hatte sich mit Kirmesgästen gefüllt. Die Alten saßen am Tisch bei Kuchen und Bier, und sprachen von Welthändeln und nahrlosen Zeiten; das junge Völkchen schwärmte in der Stube herum, und vertrieb sich die Zeit mit muntern geselligen Spielen. Man hatte Fenster und Thüren fest vermacht, denn es war schon dunkler Abend, und der Hauswirth meinte, die ausgebliebenen Gäste scheuten sich vor dem Nachtfrost und dem herbstlichen Sturmwind, der draußen mit Schneegestöber und Graupelwetter sauste, und in den Strohdächern des Dorfes wühlte.

Da pocht' es noch spät an Thür und Laden.

Das wird Matthes seyn — sagte der Richter — ich dacht' es wol, daß der nicht ausbleibt.

Zugleich rief er Röschen, die eben den Kirmesbauer neckte, aus dem Spiel, und schickte sie fort, dem Klopfenden zu öffnen. Tummle

dich! rief er drohend, als sie etwas verdrüßlich zögerte. Wer weiß denn, wer es ist, Vater! wendete sie halb weinerlich ein, aber der Vater führte sie mit Ernst zu der Thüre: der Bräutigam ist's, entgegnete er streng, und du wirst ihm sogleich aufmachen. Röschen schlich mit hängendem Köpfchen hinaus, aber sie kam bald munter zurück, und führte den alten Klaus, ihren Pathen, in das Zimmer.

Willkommen, Gevatter! willkommen! rief Hellmuth dem eintretenden Greise freundlich entgegen, ob er gleich seine Erwartung getäuscht sah. Ihr habt lange pochen müssen, die eigensinnige Dirn wollte nicht aufmachen. Schmält sie nur aus.

Hätt' ich nur gewußt, daß es der Pathe war — flüsterte Röschen.

Ja, denkt nur — setzte Vater Hellmuth erhitzt hinzu — ich glaubte doch es wär Matthes, ihr Bräutigam, und dem wollte sie nicht aufmachen. Aber ich will's ihr schon lernen!

Was? — fiel Klaus ein — ist denn der Matthes noch nicht hier? Hört, das ist mir ein kalter Bräutigam! Da müßt ihr die Tochter

nicht schelten, wenn sie nicht gleich ihm entgegenläuft. Hab' ich alter Siebenziger mich doch auf den Weg gemacht, und habe mich weder vor dem Sturm gefürchtet, noch vor dem Spuk im alten Schlosse, wo ich nahe vorbei muß.

Es soll neulich wieder Leute dort bethört haben — sagte einer von den Gästen.

Ich habe mir auch davon erzählen lassen — setzte Hellmuth hinzu — Habt Ihr nichts gemerkt, Gevatter?

Ich muß euch sagen — erwiderte Klaus — ich halte eigentlich wenig von solchen Geschichten, gewöhnlich ist's Einbildung oder gar Betrug. Aber zu Nacht grauset michs doch. Man wird die Furcht nicht los, man mag sich darüber vorschwatzen was man will. Am Ende thut es auch nichts. Wenn Einer auf rechten Wegen geht, da kann ihm kein Bethörniß etwas anhaben. Vorhin, als ich bei jenem alten Schloß vorbeiging, da heult' und pfiff es drin; es war sicher der Wind, aber mich schauderte doch, und es überlief mich eiskalt. Ich sah mich vor Furcht überall um, und kam darüber vom Weg' ab, der Wind blies mir das

Schneegestöber ins Gesicht, und ich fühlte in der Dunkelheit, daß ich in dichte Gebüsche gerathen war, da doch an der Straße nichts von Buschwerk steht. Endlich, wie der Mond einmal aus den Wolken trat, sah ich, daß ich mitten in dem alten Schloßgemäuer war. Ich hatte Noth, mich wieder auf den Weg zu finden, aber außer dem bischen Furcht und Schreck hat es mir nichts geschadet.

Ihr könnt von Glück sagen, Nachbar Klaus — sagte ein andrer Kirmesgast — In solchen alten verfallenen Gebäuden ist es mein Tage nicht geheuer. Es wär' manches davon zu erzählen. Wie ist es denn dem Edelmann in Birkenfeld gegangen! Ihr wart ja dabei, als es Matthes neulich erzählte.

Klaus konnte sich nicht besinnen, und die Andren, welche die Geschichte kannten, meinten, so Etwas höre sich schon zweimal an. Jener fuhr also fort:

Der Edelmann war einmal in die Stadt geritten, und hatte sich verspätigt, daß es finstrer Abend ward, eh' er nach Haus kam. Nun führt der Weg dort bei einer alten verfallenen

Kapelle vorüber, wo vielleicht auch Todte begraben liegen mögen. Wie der Edelmann in die Gegend kommt, so wird er ein Licht in dem alten Mauerwerk gewahr. Das befremdet ihn, er steigt vom Pferde, und will nachsehn, was das zu bedeuten hat. Wie er aber näher kommt, sieht er, daß drei Gestalten wie Todte in Sterbekleidern aus der Erde steigen und auf ihn loskommen. Da mag ihn nun doch bei dem Anblick der Muth verlassen, er steigt geschwind wieder auf, gibt dem Pferde die Sporen, und jagt zu, was das Pferd laufen kann. Er hat sich aber von dem Schreck kaum etwas erholt gehabt, da sieht er die drei Gespenster nur wenig Schritte vor ihm hergehn, und nun mag er gerad aus, oder seitwärts reiten, so wird er dieses Geleites nicht los, bis er in den Edelhof einreitet, und ihm die Leute mit Licht entgegen kommen. Er hat aber anfangs der Edelfrau nichts erzählen wollen, ob sie gleich ihn sehr gebeten, weil sie an seinem verstörten Ansehn gleich gemerkt hatte, daß ihn etwas auf der Reise bethört haben müsse. Endlich aber, wie er sich zeitig zur Ruhe gelegt, hören

ihm die Leute auf einmal ganz ängstlich um Hülfe schreien, und wie sie nun alle zulaufen, da erzählt er, was ihm bei der Kapelle begegnet war, und daß eben jetzt die Gespenster wieder bei ihm gewesen wären. Diesesmal aber hätten sie sich die Erde von den Händen gekratzt und ihm in die Augen geworfen, daß er fast blind davon sei. Daraus merkten nun Alle, wie jene Erdgespenster ihrem Herrn nichts anders andeuten wollten, als daß er bald die Augen schließen und in der Erde liegen sollte. Und so hat es sich auch hernach begeben, denn in drei Tagen ist der Edelmann gestorben, und hat keine Arznei bei ihm angeschlagen. Die drei Tage nämlich hatten die drei Gespenster bedeutet.

Klaus hatte aufmerksam zugehört. Als der Erzähler geendigt hatte, sprach Jener: Eure Historie von dem Edelmann habe ich zwar nicht von Matthesen gehört, ich erinnre mich aber, daß ich sie schon in der Schule in einem alten kuriosen Buche gelesen habe. Da hatte sie sich aber mit einem spanischen Herrn zugetragen, und die Gespenster hatten auch nicht

die Tage bedeutet, denn der Edelmann sollte am siebenten Tage erst gestorben seyn. So geht es mit solchen Historien immer. Jeder, der sie weiter erzählt, setzt etwas zu.

Da seht ihr's, Vater — rief Röschen — daß der Matthes ein Lügner ist! Mir wollt ihr es niemals glauben, da hört ihr es doch vom Pathen selbst.

Nun — erwiderte Klaus freundlich — wenn du sonst nichts gegen Matthes hast, das kannst du ihm hingehen lassen. Ihr nennt ihn ja immer einen halben Gelehrten; die ganzen machen es noch schlimmer.

Nein, nein! — rief Röschen nun ärgerlich — redet mir nicht auch zu! Ich kann einmal den Matthes nicht nehmen, es mag mir gehn wie Gott will.

Vater Hellmuth ward aufgebracht, und bestand um so mehr auf seinem Willen. Die Gäste suchten ihn zu besänftigen, und viele, die dem Matthes nicht recht gewogen schienen, traten auf Röschens Seite. Klaus stellte dem Vater ernsthaft vor, daß Zwang in Heirathssachen niemals gut thue. Allein dieser

blieb dabei, gegen Matthes lasse sich nichts einwenden, er habe ein hübsches Vermögen, das sich bei ihm zusehens, wie durch einen besondern Segen vermehre, dabei sei er weit und breit bekannt, und man könne nicht wissen, was noch aus ihm werde, besonders jetzt in Kriegszeiten. Eine Zigeunerin habe ihm schon prophezeiht, daß er auf einen hohen Posten werde gestellt werden. Alle Mädchen im Dorfe würden es für ein Glück achten, aber Röschen sei ihm nur entgegen, weil sie sich in den Jägerburschen Felix verliebt habe.

Man stritt sich noch einige Zeit herum. Röschen weinte und die Heiterkeit war gestört. Da vermißte Klaus ein zusammengebundenes Tuch, das er mitgebracht haben wollte. Alles ward durchsucht, aber man fand nichts. Der alte Mann ward unruhig. Es ist der ganze Martinszins von meinem Dorfe drinnen, sagt' er, ich wollt' euch bitten, Nachbar Hellmuth, ihn morgen dem Schösser zu geben. Es ist nicht anders möglich, wenn das Tuch nicht hier ist, so muß ich es vorhin bei dem alten Schlosse verloren haben.

Er wollte hinaus und das Verlorne suchen. Alle hielten ihn zurück und stellten ihm die Gefahr vor bei seinem Alter in der stürmischen Nacht. Haben muß ich's, sagt' er, ich könnte den Schaden nicht ersetzen, ich besinne mich auch, es muß nahe bei dem runden Thurme liegen, denn da braucht' ich beide Hände, mich durch das Gesträuch zu winden, und hab' es gewiß in der Angst und Furcht fallen lassen.

Nein, ihr dürft nicht gehn — rief Röschen, als der alte Klaus nach der Mütze griff. Es ist ja nicht weit, ich laufe geschwind und bring es euch.

Klaus wollt' es nicht zugeben. Die Gäste machten bedenkliche Mienen, und meinten, es sei Vorwitz, in der Nacht sich an einen so verrufenen Ort zu wagen. Aber Röschen lachte sie aus. Bin ich doch — sagte sie — schon oft bei Nachtzeit über den Kirchhof gelaufen. Wer auf rechten Wegen geht, meint Pathe Klaus, dem kann kein Bethörniß etwas anhaben, und ich gehe nicht auf unrechten Wegen. Damit nahm sie schnell die Laterne und eilte hinaus.

Die meisten Gäste rühmten nun den Muth des raschen Mädchens, einige aber tadelten ihren Frevel, wie sie den nächtlichen Ausflug nannten. Klaus war von der Gutmüthigkeit Röschens gerührt, und sprach ernst und kräftig mit ihrem Vater, daß er sie nicht gegen ihre Neigung zwingen möchte, Felix sei ein braver Bursch, der allgemein das beste Lob habe und gewiß sein Auskommen finden werde. Hellmuth stimmte ihm bei, meinte aber, er habe dem Matthes einmal sein Wort gegeben, und über dieses sei der Felix ganz arm, die Dienste aber im Lande schlecht, so daß ein Einzelner kaum als ehrlicher Mann leben könne, und noch weniger mit Frau und Kindern.

Ich hätt' es dem Felix gegönnt — sagte einer von den Gästen — wenn er den großen Diebstahl entdeckt hätte, wo Fünfhundert Thaler Belohnung drauf gesetzt sind. Das hat nun den Straßenbereitern geglückt.

Haben sie endlich die Diebe? — fragte Klaus.

Der Sprecher erzählte nun wie die Straßenbereiter vor kurzem ein paar Reisende eingebracht

hätten, die jenes Diebstals verdächtig und beinah ganz überwiesen wären, nur fehlte es noch an ihrem Eingeständniß.

Viel Mühe hat sich der Felix gegeben — sagte Klaus — Er dauert mich. Nun, vielleicht glückt es ihm auf eine andre Art.

Während dieser Gespräche trat Felix ein. Er sah sich überall nach Röschen um und fragte endlich schüchtern nach ihr. Man hatte über dem angelegentlichen Gespräch ihr langes Ausbleiben nicht beachtet. Jetzt wurde man aufmerksam. Es wird ihr doch nichts widerfahren seyn — sagte Klaus ängstlich und wollte aufstehn. Felix erhielt kaum einige Antwort auf seine dringenden Fragen, indem hörte man heftige Schläge an Thüre und Fensterladen. Man eilte hinaus und öffnete. Todtenbleich und athemlos stürzte Röschen herein, ein Bild des tödtlichen Schreckens, und sank sogleich ohnmächtig zu Boden.

Der Wind verlöschte ihre Laterne bei den ersten Schritten aus dem Hause. Gleichwohl setzte das muthige Mädchen ihren Weg bei dem spärlichen Mondlicht fort. Sie fand auch glück-

lich die von dem Alten bezeichnete Stelle. Indem sie aber im Dunkeln nach dem Verlornen suchte, und im Begriff war, es aus dem Gestripp loszumachen, kam es ihr vor, als hörte sie ein Geräusch von Tritten. Sie erschrak heftig, und alle Erzählungen von den Geistern in dem alten Schlosse, gestalteten sich vor ihren Augen zu furchtbaren Schreckbildern. Sie fand auch bald, daß keine leere Einbildung sie getäuscht hatte. Das Geräusch näherte sich, und bald sah sie deutlich den Mondstral auf zwei schwarze Figuren fallen, die einen Leichnam bei ihr vorübertrugen. Der Wind wehte ein Tuch, womit der Körper leicht überdeckt war, nach ihr zu, und sie erblickte große blutige Wunden an Kopf und Brust des Todten. Fast bewußtlos griff sie nach dem Tuche, das sie zurückbringen wollte, und von Schrecken und Furcht gejagt, floh sie, ohne zurückzublicken, nach der väterlichen Wohnung.

Mit Mühe hatten die Anwesenden die unzusammenhängende Erzählung von **Röschen** erfragt, und sie machten nun daraus eine Auslegung auf bevorstehendes großes Sterben durch

Pest

Pest und Seuchen. Aber Felix ergriff behend sein Gewehr. Schämt euch, sprach er, das sind keine Gespenster, das sind Mörder und Räuber. Wer keine Memme ist, der kommt mit mir.

Es hatte aber keiner das Herz den muthigen Felix zu begleiten. Er machte sich allein auf den Weg, und fand die beiden gespenstischen Todtengräber noch in voller Arbeit den Leichnam zu verscharren. Halt! — rief er ihnen mit kräftiger Stimme und mit angelegtem Gewehre zu — daß keiner sich rühre! Die Gräber erschraken, einer wollte entfliehen, als er aber auf den wiederholten Zuruf nicht stand, schoß Felix auf ihn. Ein lauter Schrei des Getroffenen nahm dem Andern allen Muth. Er bat um Gnade, versprach alles zu bekennen und folgte dem Jäger in das Dorf.

Hier hatten sich indessen alle Einwohner bei dem Richter versammelt, und Röschen mußte jedem ihr Abenteuer wiederholen. Da trat Felix mit seinem Gefangenen ein. Dieser sollte zuförderst seinen Gefährten nennen, mit dessen Verfolgung Felix sich nicht aufgehalten

hatte, aber die erste Bestürzung war vorüber, der Räuber versuchte der Sache eine vortheilhafte Wendung zu geben und wollte den Entflohenen nicht nennen. Bald indessen brachten einige mitleidige Wanderer einen Verwundeten, den sie auf der Straße gefunden und in das Dorf begleitet hatten. Alle, selbst Felix und Röschen waren vor Erstaunen außer sich, als der Verwundete hereingeführt wurde, und sie Matthesen erkannten. Er konnte sein Verbrechen nicht läugnen, und das Tuch, das Röschen in der Bestürzung statt des Verlornen ergriffen hatte, zeugte noch mehr wider ihn, denn es enthielt den Namen des beraubten und ermordeten Kaufmannes, dessen Angehörige jenen hohen Preis auf die Entdeckung des Raubes gesetzt hatten.

Alle Gespenstererscheinungen in den Ruinen des alten Schlosses waren nun aufgeklärt. Bei der Nachsuchung fand sich, daß dieser verrufene Ort schon lange den Räubern gedient hatte, Raub und Mordthaten darin zu verbergen. Felix erhielt nicht allein den versprochenen Preis für die Entdeckung des Raubes, sondern

die verdächtigen Reisenden, deren Unschuld nun offenbar geworden war, beschenkten ihn ebenfalls so reichlich, daß er bald sein geliebtes Röschen zum Altar führen konnte. An Matthes aber ward die Zigeunerprophezeihung von dem hohen Posten, in einem andern Sinn, als er sich es gewünscht hatte, erfüllt.

2.

Der Geisterruf.

Der schöne Frühlingstag hatte Julien mit ihren Freundinnen auf das Land gelockt. Daß doch unsre Antonie uns nicht begleiten konnte! riefen sie einstimmig bei jedem neuen Reiz, mit welchem die erwachende Natur ihren Blicken entgegen kam. Sie gewöhnt sich zu zärtlich, sagte Meta, wem soll die herrliche, kräftige Frühlingsluft schaden. Ich kann mir den Frühling nicht anders denken, als wie einen recht lebenslustigen muntern Jungen, so eine Art von

Amor, aber weder so schwärmerisch noch so schelmisch, sondern recht aus Herzensgrunde frisch und froh. Sagt mir einmal, ob ein Veilchen oder so ein niedliches Krokusblümchen aufblühen würde, wenn es sich so verzärteln wollte. Ist's nicht wahr, Grünewald?

Eins vor dem Andern, Mamsellchen — erwiderte der Gärtner. — Wenn ich zum Exempel die Orangerie aus dem Hause nehmen wollte, vor Pankratius und Servatius, da würd' ich übel ankommen. Erfriert doch jetzt noch manch Krokusblümchen in den kalten Nächten. Ja, so ein Adonis, der verträgt Frost und Schnee, und blüht darum nur rüstiger.

Die Mädchen kicherten. Merk dir die Lehre — sagte Julie — ich will's Antonien auch stecken, die hält ihren Adonis viel zu warm.

Das haben Sie nicht nöthig — fuhr der Gärtner mißverstehend fort — er wird nur gern faul, wenn man ihn zu sehr hätschelt.

Im Ernst — sagte Julie, als sie weiter gingen — ich glaube, Antonie ist mehr des Grillenfängers wegen zu Haus geblieben,

als wegen ihres Kopfwehs, wiewol sie gewiß zu den zarten Blumen gehört, die nur unter dem Schutz zweier Heiligen sicher in die Welt treten. Der Mensch mag recht brav seyn, aber so ein zartes Wesen, wie Antonie, versteht er nicht zu behandeln.

Mein Mann wär' er nicht — fügte Cäcilie hinzu — Ich begreife nicht, wie Antonie so an ihm hängen kann.

Mir machen die beiden Leute manche trübe Stunde — erwiderte Julie — Ich wette, Antonie liebt ihn nicht, und ihr schwärmerisches Hingeben ist nichts als eine Ueberspannung ihres Gefühles. Sie zwingt sich zu dieser Liebe, und ich sehe nicht, wie ein solches Verhältniß anders als höchst traurig für sie enden kann.

Wer zwingt sie denn aber? — fragte Meta — ist es denn nicht ihre eigene Wahl?

Freilich zwingt sie niemand — versetzte Julie mit einem Seufzer — Ist denn aber das nur Zwang, wenn ein Vater oder ein Vormund poltert und peiniget? Ihr kennet Beide Antonien so gut als ich. Sie fühlt

sich an Normann gebunden, weil sie glaubt ihn lieben zu müssen, weil sie einmal ihn geliebt hat, vielleicht auch nur sich eingebildet hat, ihn zu lieben.

Ich glaubte — verbesserte Cäcilie — sie habe einem Sterbenden ihr Wort darauf gegeben.

Auch dieses — bejahte Julie — doch, wie ich Antonien kenne, wär dieß nicht einmal nöthig, und sie würde sich dennoch an Normann gebunden fühlen. Sie glaubt in der flüchtigen Neigung zu ihm, ein Verbrechen an ihrer ersten Liebe begangen zu haben, das sie nun durch ewig duldende Anhänglichkeit abbüßen muß.

Gesteht nur aber — fiel Meta ungeduldig ein — daß Antonie ihre Schwärmerei doch wahrlich zu weit treibt. Kein Mensch wird solche Aufopferungen von ihr fordern. Wer kann verlangen, daß sie um eines vorübergehenden Wohlgefallens willen, das sie an einem Manne findet, sich nun diesem hingeben, und sich um Jugend, Frohsinn und ein ganzes Leben bringen soll? Ich dürfte nicht an ihrer Stelle

seyn. Mit einem beherzten Entschluß wollt' ich mich bald aus dieser peinlichen Lage reißen.

Wir thäten es wol alle, liebe Meta — versetzte Julie — wenn wir in Antoniens Lage wären, ohne zugleich Antonie selbst zu seyn. Bedenke aber nur, daß sich dann auch unsere Lage wahrscheinlich nach uns selbst gebildet hätte, und wir also nicht in den Fall kommen könnten, in Antoniens Lage, unserm Charakter und unserem Temperament nach zu handeln. Es geht hier auch, wie der Gärtner vorhin von den Blumen sagte. Wenn ich Rose wär, denkt vielleicht der Krokus, wie wollt' ich in den ersten schönen Frühlingstagen mit den Aepfelblüten wetteifern! Wenn er aber Rose wär, so macht' er es eben wie die Rose, und verhüllte die weiche Knospe. Ich fühle, daß ich nicht handeln könnte, wie Antonie, aber ich finde ihre Zartheit — ja, wenn ich sage höchst liebenswürdig, so sag' ich viel zu wenig. Ihr Charakter ist ein lebendiger Harmonikaton; ich möchte nicht, daß jedes Instrument eine Harmonika wär, ist sie aber des-

wegen nicht etwas höchst vortreffliches, und fast überirdisches?

Darum spielt auch Antonie die Harmonika so himmlisch — sagte Cäcilie — Aber sie macht sich jetzt so selten damit. Ich glaube wol in einem Jahre hab' ich keinen Ton von ihr gehört.

So geht mir's auch — fiel Julie ein — und Allen. Seit ihr Ewald gestorben ist, bitt' ich sie vergebens um das kleinste Lied. Sie vertröstet mich immer, und verspricht mir, ich solle sie wieder spielen hören, aber sie schiebt es von einer Zeit zur andern auf. Neulich sollte sie mir nur eine Stelle vorspielen, mit der ich nicht fertig werden konnte, auch das schlug sie mir ab.

Vielleicht macht es sie zu wehmüthig — entgegnete Cäcilie — ich vermeide darum auch immer, mit ihr von Ewald zu sprechen, aber deswegen bin ich auch selbst noch sehr im Dunkeln über dieses Verhältniß. Du könntest uns Aufschluß darüber geben, Julie, wenn es kein Geheimniß ist.

Ewald — fing Julie an zu erzählen —

war meiner Einsicht nach so wenig ein Mann für unsre Antonie, als Normann. Jener glich ihr mehr an Zartheit, aber es fehlte ihm gerade die Festigkeit, auf die ein so ätherisches Wesen, wie Antonie, sich muß stützen können, um glücklich zu seyn, und dieser Mangel verursachte auch die traurige Wendung in Antoniens Schicksal, Sie liebten sich beide, ich möchte sagen, nicht wie Menschen, sondern wie Geister, und spannten gegenseitig ihr Gefühl und ihre Fantasie zu solcher Höhe, daß wenigstens Ewald, dem diese Exaltation vielleicht weniger natürlich war, als Antonien, zuweilen zu schwindeln schien. In diesem Zustand lernte Normann, Ewalds Universitätsfreund, Antonien kennen, und die heftigste Liebe folgte bald der Bekanntschaft. Antonie mag vielleicht auch eine flüchtige Neigung für Normann empfunden haben, indessen lebte sie zu sehr in ihrem Ewald, und ich bin überzeugt, daß sie für jenen nichts als recht wohlwollende Freundschaft und Achtung gefühlt hat, die auch niemand seinem festen Charakter versagen kann. Ewald bemerkte

bald Normanns Liebe; er glaubte auch in Antonien eine verborgene Leidenschaft für diesen zu sehn, und in seiner Ueberspannung, die überdieß durch eine Krankheit erhöht wurde, beschloß er, für seinen Freund der Geliebten zu entsagen. Er schrieb einen höchst schwärmerischen Brief an beide, verfiel darauf in Wahnsinn, und beschleunigte wahrscheinlich seinen Tod durch übermäßigen Gebrauch starker Mittel. Bei seinem Ende war Antonie und Normann gegenwärtig, und hier legte der Sterbende, vielleicht mit Bewußtseyn, vielleicht auch in verworrener Fantasie, beider Hände in einander, dann bat er Antonien um ein Lied auf der Harmonika, und während ihres Spiels verschied er. Darum mag sie wol seit der Zeit ungern dies Instrument spielen, das sie an den Tod ihres Geliebten erinnert.

Du mußt uns aber heute etwas spielen — sagten beide Mädchen. — Drinn im Hause steht eine Harmonika, und der Abend wird ohnedies bald in dem Garten zu feucht und zu kühl.

Julie versprach es, und die drei Freundinnen schwärmten noch ein paarmal durch den

Garten, und eilten dann in den Saal, den ein flackerndes Kaminfeuer wärmte und aufhellte.

Kein Licht, kein Licht — rief Meta, als ein Diener Licht brachte — das Feuer im Kamin ist gerade genug, und die Harmonika hört sich am besten im Dunkeln!

Dabei setzten sich die beiden Mädchen in ein entferntes Sofa, und rückten im Dunkeln dicht an einander, während Julie das Instrument öffnete und die nöthigen Vorbereitungen zum Spiele machte.

Man sollte die optischen Geistererscheinungen allemal mit Harmonikatönen einleiten — sagte Cäcilie — schon die Vorbereitungen, ehe man noch einen Ton zu hören bekommt, machen einem bang. Das Geflister des Schwamms auf den Glocken und das matte Blinkeln des Glases, wenn das Licht sich darauf spiegelt, alles ist wie Vorboten, daß nun etwas fremdartiges eintreten solle.

Julie griff den ersten Ton. Sie ließ ihn langsam anschwellen, und vereinigte nach und nach mit ihm die Töne des vollstimmigen Akkor-

des. Jetzt sprangen mit einem lauten Schrei beide Mädchen vom Sofa auf.

Die Spielerin sah sich um, und wollte schmälen, aber Vetter Arnold, der, um nicht zu stören, leise eingetreten war, besänftigte sie, und beide Mädchen, die ihn für ein Gespenst angesehn hatten, wurden tüchtig ausgelacht.

Nun — sagte Arnold — wird man auch von Ihnen, schöne Julie, wie von Antonien erzählen, daß Ihr Harmonikaspiel die Geister heranziehe. Zum Glück sind die Geister, die Sie herbeizaubern, nicht so gespenstischer Natur, als Antoniens.

Antoniens? — wiederholte Julie — Was bedeutet das?

Ich verbürge es nicht — erwiderte Arnold — man sagt sich aber ins Ohr, wenn Antonie Harmonika spiele, trete ein Schatten zu ihr und seufze.

Gewiß Ewalds Schatten! rief Meta.

Das weiß ich nicht — antwortete Jener — wahrscheinlich aber Ewalds so wenig, als irgend eines Andern. Indessen klingt das Märchen allerliebst, dem geistigen Harmonikaton

könnte man schon eine solche anziehende Kraft gegen Geister zutrauen.

Besonders wie Antonie ihn behandelt — setzte Julie hinzu — Ihr Ton ist gleichsam noch ein geistigerer Klang als der geistige Harmonikaton an sich. Er ist, so zu sagen, ganz entkörpert, und scheint aus einer fremden Welt herüberzuklingen. Ich wenigstens habe ihn von niemand außer ihr so gehört.

So sprechen alle — versetzte Arnold mit Galanterie — die das Glück gehabt haben die schöne Julie zu hören. Darf ich bitten?

Er deutete hierbei auf die noch offene Harmonika.

Heute nicht — sagte Julie — Sie haben mich furchtsam gemacht mit Ihrer Erzählung von dem Schatten bei Antoniens Harmonika. Und sonderbar ist es, daß Antonie seit einiger Zeit durchaus nicht zum Spielen zu bewegen ist.

So? — fiel Arnold ein — Ich hörte doch, daß sie eben heut Abend einem Zirkel von Normanns Freunden diesen Genuß zugesagt habe.

Unmöglich! — rief Julie — Oder der fühllose Mensch hat das arme nachgiebige Geschöpf mit seinem Eigensinn so lang gequält. Die arme Antonie! Nicht einmal heut, wo sie ohnedieß Schmerzen fühlt, schont er sie.

Arnold und die Mädchen führten Julien wieder zur Harmonika, und baten, sie möchte spielen.

Ihr quält mich — sagte diese — ich setze mich wahrhaftig mit einer Furcht an das Instrument, als rief ich selbst Geister damit herbei, und wenn ich denke, daß Antonie vielleicht eben jetzt mit einem Herzen voll Wehmuth sich an die Harmonika setzt, und vergebens um Schonung ihrer Schmerzen bittet, so überfällt mich eine Angst, daß mir die Hände zittern und der Fußtritt stockt. Ich werde euch mit meinem Spiel schlecht erbauen.

Sie fing einen ernsten Satz an, mit langausgehaltenen Tönen, die in dem weiten leeren Gartensaal wunderbar widerhallten. Dann wollte sie in einem Kirchenchoral übergehen, aber es war als könnte sie den rechten Gesang nicht finden, denn sie bewegte sich nur in ähn-

lichen Melodien, ohne die gewöhnliche festzuhalten.

Cäcilie erinnerte dieses.

Ich weiß es wohl — sagte Julie — Antonie spielte diesen Choral oft, aber ich fürchte mich heut vor der Melodie, wiewol sie mir vom frühen Morgen an immer vor dem Gehör tönt. Ueberhaupt mag es nun gut seyn.

Sie endigte stark und stand auf.

Wie schön es in diesem Saale aushallt! — rief Cäcilie.

Was ist das? — fragte Julie zusammenschaudernd.

Die Glocken hallten noch immer zitternd nach. Es war als würde der Ton vom Wind herangeweht; er schwoll leise an und verhallte flüsternd.

Gott im Himmel! — schrie Julie laut auf — Antoniens Töne, ihr Choral! die Harmonika klingt von selbst.

Der Nachhall verklang in einer leisen vorüberschwebenden Melodie. Julie sank ohnmächtig in die Arme ihrer Freundinnen. Sie

blieb, als sie sich erholt hatte, dabei, die Harmonika habe von selbst Antoniens Lieblingschoral gespielt, bei dessen Klang Ewald verschieden sey. Die andern hatten einen ungewöhnlichen Nachhall der Glocken und eine Art von Melodie gehört, aber in der Bestürzung über Juliens Ausruf hatten sie die fremdartigen Töne nicht genau genug unterschieden. Arnold behauptete, eine Aeolsharfe, welche in dem obern Stockwerk aufgestellt war, habe getönt, aber bei der Untersuchung fanden sich die Saiten zerrissen.

Man fuhr nun in banger Unruhe nach der Stadt. Julie, so schwach sie vom Schreck war, eilte sogleich zu Antonien. Die Ahndung hatte nicht getäuscht. Antonie hatte den dringenden Bitten nicht widerstehen können; sie hatte den Choral gespielt, den Julie so sorgfältig vermied. Bei dem zweiten Vers war sie mit einem leisen Schrei zusammengesunken, und keine Bemühungen hatten sie dem Leben zurückrufen können.

Normannen wollte man schon einige Minuten früher, in heftigem Entsetzen nach

einer

einer nahen Thüre haben hinstarren sehen, allein ehe noch die Anwesenden ihn fragen konnten, hatte Antoniens Zufall die Aufmerksamkeit von ihm ab, und allein auf die Sterbende gelenkt. Späterhin suchte er allen Fragen darüber auszuweichen; man hielt aber allgemein dafür, daß die fremde Gewalt, die Antonien aus dem Leben rief, ihm nicht unbemerkt geblieben sei.

3.

Der Todtentanz.

In das schlesische Städtchen Neisse, am Flusse gleiches Namens gelegen, wanderte — so erzählt die alte Chronik — vor langen Jahren ein alter Musikant mit seiner Sackpfeife ein. Er lebte schlecht und recht, blies Anfangs sein Stückchen einsam für sich, aber weil die Nachbarn ihm gern zuhörten, und sich in stillen Nächten unter seinem Fenster versammelten,

wenn er oben schalmeite, so macht' er bald Bekanntschaft, war wohl gelitten und beliebt bei Alt und Jung, und ging mit seiner Kunst mehr zu Weine als nach Brot. Die jungen Stutzer, die erst unter seinem Fenster gehorcht hatten, führten ihn jetzt unter die Fenster ihrer Herzgeliebten, ließen ihn zärtliche Weisen aufspielen und kommentirten seine Serenaten mit Seufzern und Geberden; die Hausväter riefen ihn zu ihren Gastereien, und es hätte keine Hochzeit im Städtlein können gefeiert werden, ohne daß Meister Wilibald den Brautreihen dazu geblasen hätte. Zu diesem vornehmlich hatt' er eine recht innige Weise erfunden, in der Ernst und Scherz, Liebliches und Mühseliges, als in einem Vorspiele des ehelichen Lebens wechselten und sich ablöseten, und es hat sich davon eine, wiewol nur schwache Spur in dem alten deutschen Großvatertanz erhalten, ohne welchen noch zu unsrer Väter Zeiten keine Hochzeit begangen wurde. Wenn er diese Weise anhub, so schlug die sprödeste Schöne den Tanz nicht ab, die gebückteste Matrone regte noch einmal die Füße, und die silberhaarigen Groß-

väter dreheten sich mit den blühenden Enkelinnen im Kreise umher, daher denn auch dieser Tanz, weil er die alten Väter verjüngte, erst scherzweise und dann allgemein der Großvater genannt wurde.

Meister Wilibald hatte aber noch einen jungen Menschen bei sich, der ein Maler war und für des alten Sackpfeifers Sohn oder Pflegsohn galt. An diesem wollte die frohe Kunst des Alten nicht anschlagen. Er blieb schweres Muthes bei den lustigsten Weisen, welche dieser ihn vorbließ, tanzte auch bei den Gelagen, wozu er oft geladen wurde, nur selten, trat vielmehr stumm in einen Winkel, und starrte die holdseligste Tänzerin an, traute sich aber gleichwol nicht sie anzureden oder ihr die Hand zum Tanze zu bieten, denn der Stadtvogt, ihr Vater, war ein harter störriger Mann, der seine Würde im Städtchen verletzt glaubte, wenn ein ungraduirter Maler nach seiner Tochter ein Auge gerichtet hätte. Die schöne junge Emma hingegen dachte hierin nicht ihrem Vater gleich, sie war dem jungen Maler hold, und hielt ihm zu Gefallen ihr

bewegliches Köpfchen oft eine Zeitlang still, wenn sie merkte, daß Wido im Verborgenen lauschte, um ihre Gesichtszüge heimlich aufzufassen. Dann erröthete sie wol, wenn sie in seinen Blicken den stummen Dank las, und wendete sich weg, aber die Gluth auf ihren Wangen entzündete nur ein neues Feuer der Liebe und des Verlangens in Wido's des Malers Herzen.

Pfeifer Wilibald hatte dem liebekranken Jüngling lange seine Hülfe versprochen. Bald wollt' er dem Stadtvogt als ein zweiter Oberon und Papageno so lang mit seiner Tanzmusik zusetzen, bis er vor Erschöpfung das Beste verspräch, nämlich die Tochter zu Wido's Braut. Bald wollt' er, wie ein neuer Orpheus mit seiner Musik, die Braut aus der Hölle des väterlichen Verschlusses entführen, aber Wido hatte immer Einwendungen, wollte dem Vater seiner Schönen kein Herzleid anthun, und meinte vielmehr ihn durch Ausdauer und Gefälligkeit für sich zu gewinnen. Du bist ein Geck, sagte dann Willibald, wenn du hoffst einen reichen stolzen Narren für ein ehrliches, menschliches Gefühl, wie deine Liebe

ist, zu gewinnen, der fügt sich nicht, du wirst es sehen, ohne ein paar von den Plagen Egypti. Hast du nur erst die Braut, und kann er das Geschehene nicht ändern, so wirst du sehn, daß er freundlich wird. Ich bin ein Thor gewesen, daß ich dir versprochen habe, nichts ohne deinen Willen zu thun, aber der Tod macht quit, und ich helfe dir doch noch auf meine Art.

Maler Wido war indessen nicht der einzige in dem Städtchen, welchem der Stadtvogt Steine und Dornen in den Lebensweg warf. Die ganze Bürgerschaft war ihrem Oberhaupte wenig gewogen, und hatte schon mehrmals versucht, in Ernst und Schimpf ihm mancherlei Tort anzuthun, denn er strafte die Bürger oft um geringen Muthwillen mit hartem Gehorsam, wenn sie nicht durch reichliche Bußen sich zu lösen vermochten, und nach dem jährlichen Wein-Markt im Jenner mußten sie gewöhnlich für die gehabte Kurzweil den ganzen Jahrmarktsgewinn zu Rathhaus und in die Stadtvogtei tragen. Einsmals als der Neissische Despot ihre Geduld zu hart

prüfte, riß auch der letzte Faden. Die Bürger rotteten sich zusammen, und ängstigten ihren Peiniger bis zum Tode, denn sie droheten nichts geringers, als sein Haus anzuzünden, und den Stadtvogt mit allem Gewinn seiner Bedrükkung darin zu verbrennen. Da trat Wido zu Meister Wilibald und sprach: Alter Freund, jezt ist es an der Stunde, wo eure Kunst mir helfen kann, wie ihr es mir oft angeboten habt. Sind eure Töne so wirksam als ihr behauptet, so geht und befreiet den Stadtvogt, indem ihr die zornigen Gemüther beschwichtiget. Er wird euch zum Lohn gewiß alles bieten, was ihr begehrt, dann sprecht ein Wort zu seiner Zeit für mich und meine Liebe, und verlangt meine Emma zum Lohn für eure Hülfe. Der Pfeifer lachte über die Rede, und sagte: man muß schon den Kinder den Willen thun, daß sie nicht schreien. Damit nahm er seine Sackpfeife und ging langsam auf den Markt, wo das Volk mit Spießen und Stangen, Fackeln und Pechkränzen vor dem Hause des Stadtvogtes lärmte und auf die Thüre Sturm lief.

Hier stellte sich Meister Wilibald an eine Säule und fing gar lieblich seinen Großvater zu blasen an; und kaum erklang diese Lieblingsweise der gesammten Bürgerschaft, da heiterten sich die erbitterten Gesichter auf, die Augbraunen entwölkten sich, Spieße und Pechkränze entsanken den grimmig aufgehobnen Fäusten, und die wilden Sturmläufer marschirten im gemessenen Menuettschritt nach dem Takte. Endlich tanzte der ganze Haufen und der Markt mit seinem Tumult war in einen frohen Tanzplatz verwandelt. Der Pfeifer zog nun mit seiner Zaubersackpfeife vorwärts durch alle Straßen, der ganze Zug folgte ihm nach, und jeder Bürger ging tanzend in sein Haus zurück, das er noch vor kurzem mit ganz andern Absichten verlassen hatte.

Der gerettete Stadtvogt wußte nun seines Dankes gegen Meister Wilibald kein Ende und versprach ihm zum Lohn was er nur bitten würde, und wenn es die Hälfte seiner Habe wär. Der Pfeifer lachte dazu, meinte, so hoch woll' er gar nicht hinaus, brauche auch für seine Person nichts von zeitlichem Gut,

weil aber der gestrenge Herr sein Wort gegeben, und ihm geheissen, er solle etwas bitten, so wolle er geziemend um die Hand der schönen Emma für seinen Wido ansuchen.

Das gefiel nun dem Stadtvogt sehr übel. Er machte Winkelzüge und Flausen allerlei Art, und weil ihm Meister Sackpfeifer sein Versprechen vorrückte, so machte er es, wie es die Machthaber in jenen finstern Zeiten zu machen pflegten; er fand seine Würde beleidigt, erklärte den Meister Sackpfeifer für einen Störenfried und Feind bürgerlicher Ordnung, und gab ihm in dem Stockhause Zeit die Versprechungen des Bürgeroberhauptes zu vergessen. Dabei beschuldigte er ihn der Zauberei und machte ihm einen peinlichen Proceß, als sei er niemand anders, als der berüchtigte Hamelische Pfeifer und Rattenfänger, der dort die Kinder und hier die Erwachsenen nach seiner Pfeife habe tanzen lassen.

Durch diese Vorspiegelungen wendete der Stadtvogt alle mitleidigen Herzen von dem Gefangenen ab. Die Furcht vor der Zauberei und das Beispiel der Kinder zu Hameln

wirkte so mächtig, daß Schöppen und Schreiber Tag und Nacht nicht vom Arbeiten abließen, der Kämmerer überschlug schon die Kosten des Scheiterhaufens, der Glöckner bat um ein neues Seil an das Armesünder-Glöcklein, die Zimmerleute richteten Breter zu Erhöhungen für die Zuschauer der künftigen Exekution zu, und die Gerichtspersonen probirten den Akt des Hochnothpeinlichen Halsgerichts. Meister Willibald kam aber den schnellen Schritten der Justiz zuvor, denn als er sich einmal über die Wichtigkeiten der Vorbereitungen zu seinem Ende recht satt gelacht hatte, legte er sich auf sein Strohlager und starb.

Kurz vor seinem Tode redete er seinen Wido an: Junger Mensch, sprach er, du siehst, daß ich dir, nach deiner Art die Dinge und Menschen zu betrachten, nichts helfen kann. Ich habe die Possen satt, die ich deiner Thorheit wegen habe treiben müssen. Du hast genug erfahren, um endlich zu begreifen, daß man auf die Güte der menschlichen Natur wenigstens keine Pläne bauen muß, wenn man auch selbst zu gut ist, um überhaupt den Glauben

an fremde Güte aufzugeben. Ich möchte nicht einmal auf die Erfüllung meiner letzten Bitte an dich rechnen, müßte nicht dein eigner Vortheil dich dazu antreiben. Wenn ich todt bin, so sorge, daß meine alte Sackpfeife mit mir begraben wird. Dir würde sie nichts helfen, wenn du sie behieltest, sie kann aber dein Glück machen, wenn sie mit mir unter die Erde kommt. Wido versprach, seines alten Freundes letztem Willen nachzukommen, und drückte ihn die Augen zu.

Das Gerücht von diesem plötzlichen Todesfall hatte sich in der Stadt kaum verbreitet, als Alt und Jung gelaufen kam, sich von der Wahrheit zu überzeugen. Am meisten war der Stadtvogt über diesen Ausgang erfreut, denn die Kaltblütigkeit, mit welcher der Delinquent die eröffnete Aussicht auf den Scheiterhaufen angenommen hatte, ließ ihn vermuthen, der Sackpfeifer werde sich einmal durch Zauberkunst im Gefängniß unsichtbar machen, oder auf dem Scheiterhaufen statt seiner Person einen Strohwisch auflodern lassen und die Justiz der Stadt verlachen. Man beschloß

daher, weil es zum Verbrennen des Körpers noch am Endurtel fehlte, mit dem Leichnam möglichst geschwind unter die Erde zu eilen, und ihn auf einem Winkel des Gottesackers nahe der Mauer zu verscharren. Der Stockmeister, als observanzmäßiger Erbe des Verstorbenen, fragte, indem er dessen Nachlaß inventirte, was mit der Sackpfeife, als einem Corpus delicti, vorgenommen werden sollte, und Wido wollte schon seine Vorbitte anbringen, als der Stadtvogt voll Eifers die Resolution gab: das schlechte werthlose Werkzeug möge billig, um allem Mißbrauch damit zu steuren, zusammt dem Leichnam begraben werden. Man schob sie also zu dem Todten in den Sarg, und früh in aller Stille wurden Pfeifer und Pfeife hinausgetragen und begraben.

Aber in der folgenden Nacht trugen sich gar seltsame Dinge zu. Die Thurmwächter schauten nach Gewohnheit umher, ob etwa ein Feuer in der Gegend aufging. Da sahen sie gegen Mitternacht bei dem Scheine des Mondes, wie Meister Wilibald aus seinem Grabe

an der Kirchhofsmauer emporstieg. Er hielt seine Sackpfeife im Arm, lehnte sich an einen hohen Leichenstein, daß ihn der Mond hell anleuchtete, und fing an zu blasen, fingerte auch dazu auf den Pfeifen, wie man es bei seinem Leben an ihm gewohnt war. Indem sich nun die Wächter, über dies Gesicht befremdet, ansahen, thaten sich mehrere Gräber auf dem Kirchhof auf, die beinernen Bewohner steckten ihre kahlen Schädel heraus, schauten sich um, nickten nach dem Takte, stiegen dann ganz heraus, und regten die klappernden Glieder in flinkem Tanz. Aus den Grüften und Schwibbögen gukten ebenfalls leere Augenhölen nach dem hüglichen Tanzplatz, die dürren Arme rasselten an den eisernen Gitterthoren, bis Schlösser und Riegel aufsprangen und den tanzlustigen Gerippen den Weg zum Todtenball öffneten. Nun stelzten die leichten Tänzer über Grabhügel und Leichensteine und wirbelten im lustigen Schleifer umher, daß die weißen Sterbegewänder im Winde um die dürren Glieder flatterten, bis die Glocke auf dem Kirchthurm Mitternacht schlug. Da kehrten Tänzer und

Tänzerinnen in ihre engen Behausungen zurück, der Spielmann nahm seine Sackpfeife unter den Arm, und begab sich gleichfalls zur Ruhe.

Die Thurmwächter pochten noch vor Tage den Stadtvogt aus den Federn und hinterbrachten ihm mit zitternden Lippen die Kunde von dem gespenstischen Todtentanz. Er legte ihnen zwar strenge Verschwiegenheit auf, und verhieß, in der nächsten Nacht die Thurmwache selbst mit ihnen zu theilen; aber die Sage verbreitete sich bald durch die Stadt, und vom Abend an waren Thüren und Dächer in der Gegend des Kirchhofes mit Kandidaten der Geisterseherei besetzt, die alle vorläufig über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Dinge stritten, welchen sie in der Mitternacht entgegen sahen.

Der Spielmann ließ nicht lange auf sich warten. Mit dem ersten Glockenschlag der elften Stunde stieg er gemächlich empor, lehnte sich an einen Leichenstein und spielte auf. Die Ballgäste schienen auf die Musik schon gewartet zu haben, denn bei dem ersten Ton dräng-

ten sich aus Gräbern und Grüften, aus Grashügeln und unter schweren Grabsteinen, Leichen und Gerippe, bekleidet und bloß, Groß und Klein hervor, liefen durch einander und tanzten und wirbelten und walzten lustig um den Spielmann her, schnell und langsam nach der Weise die er ihnen aufspielte, bis die Thurmglocke Mitternacht schlug und Tänzer und Pfeifer zur Ruhe gingen. Die lebendigen Zuschauer auf Thürmen und Dächern gestanden sich nun, daß es Dinge gebe, von welchen der gesunde Menschenverstand nichts begreife, der Stadtvogt aber ließ noch in derselben Nacht den Maler Wido gefangen setzen und hoffte von ihm, nöthigenfalls peinlich, zu erfragen, wie man dem Unwesen seines todten Pflegvaters steuern möge.

Wido unterließ nicht den Stadtvogt an seinen Undank gegen Wilibald zu erinnern, und behauptete, der Todte beunruhige die Stadt, und raube ihren Todten die Ruhe und ihren Lebendigen den Schlaf nur darum, weil er, statt des verheissenen Lohnes für die Errettung des Vogtes eine abschlägliche Ant-

wort und überdies unverdientes Gefängniß und ein schnödes Begräbniß erhalten habe. Diese Rede hatte auch so viel Gewicht, daß der Magistrat beschloß, den Körper des Sackpfeifers an einen anständigeren Ort des Kirchhofs zur Ruhe bestatten zu lassen. Der Todtengräber wollte dabei ein übriges thun, nahm die Sackpfeife aus dem Sarg, und hängte sie hinter seinen Ofen auf, damit der gespenstische Musikant, wenn er ja nicht unterlassen könnte, noch aus dem Grabe seiner Profession nachzugehn, wenigstens ohne Instrument nicht zum Tanze spielen könnte. Allein, als es elf Uhr auf dem Thurme geschlagen hatte, pocht' es vernehmlich bei ihm an die Thüre, und als der Todtenbettmeister, der eine einträgliche Bestellung vermuthete, öffnete, da stand der begrabene Sackpfeifer leibhaftig draußen. Meine Sackpfeife! sagte er ganz gelassen, ging vor dem bebenden Todtengräber vorbei und nahm seine Pfeife von der Wand hinter den Ofen weg. Dann stellte er sich an einen Leichenstein und bließ. Die Ballgäste kamen, wie in den vorigen Nächten und gruppirten sich zum

mitternächtlichen Kirchhofstanz, aber diesesmal setzte sich der Musikant in Marsch, zog mit dem ganzen langen Zuge durch das Gottesackerthor in die Stadt, und führte seine nächtliche Wachparade durch alle Straßen bis die Glocke zwölf schlug, wo sie alle wiederum zu ihrer Ruhestätte zogen.

Die Einwohner fürchteten nun bald in ihren eigenen Häusern diesen nächtlichen Besuch zu sehn, und einige der ältesten im Rathe drangen schon in den Stadtvogt, er solle dem Unwesen steuern, und sein Wort gegen den Pfeifer lösen. Aber hierzu hatte der Vogt weder Ohren noch Sinn, meinte auch, dem Wido, der an den Zauberkünsten des alten Sackpfeifers vermuthlich Theil habe, gezieme wol eher die Anwartschaft auf dessen Scheiterhaufen, denn auf eine schöne reiche Braut. Aber in der nächsten Nacht kam der gespenstische Todtenreihen wieder in die Stadt, und, wiewol man die Musik nicht vernahm, so sah man doch an der Bewegung, daß die Tänzer nach der Weise des Großvaters tanzten. Diesesmal trieben sie es auch noch schlimmer als in der vorigen Nacht.

Denn

Denn vor Häusern, wo eine mannbare Jungfrau oder eine Braut war, hielten sie still, dreheten sich im Wirbeltanz und man sah deutlich ein Schattenbild unter ihnen, das der Jungfrau glich, welcher sie den nächtlichen Brautreihen tanzten. Am andern Morgen war die Stadt wie ein großes Leichenhaus, denn alle Jungfrauen, die man im Schattenbild sich hatte drehen sehen, waren plötzlich hingestorben. So ging es auch die folgende Nacht. Die tanzenden Gerippe dreheten sich vor den Häusern, und wo sie getanzt hatten, da lag am Morgen eine todte Braut oder Jungfrau.

Mehr Nächte wollten die Bürger nicht ihre Töchter und Bräute solcher Gefahr aussetzen. Sie droheten dem Stadtvogt ihm die Tochter mit Gewalt zu nehmen und dem Wido als Braut zuzuführen, wenn er nicht selbst augenblicklich die Verlobung und noch vor Einbruch der Nacht die Hochzeit vollziehn lassen wollte. Beides wurde dem Stadtvogt in gleichem Grad schwer zuzugestehen, und da er sich also in dem seltenen Falle befand, wo der Mensch mit vollkommener Freiheit wählen kann, so

zeigte er sich als freies Wesen, und gab dem Maler Wido selbst seine Emma zur Braut.

Noch vor der Gespensterstunde saß man bei der Hochzeittafel. Der erste Glockenschlag tönte dumpf, und sogleich hörte man die bekannten Töne des beliebten Brautreihens. Voll Schrecken, daß der nächtliche Spuk noch nicht zu Ende sei, eilten die Gäste an das Fenster, und sahen den Sackpfeifer mit einer langen Reihen von Gestalten in weißen Sterbekleidern nach dem Hochzeithause zu ziehn. Er selbst blieb unten an der Pforte stehn und bließ, der Zug aber ging langsam hinauf bis in den Hochzeitsaal. Hier rieben sich die fremden blassen Gäste die Augen, und sahen sich wie erwachte Nachtwandler verwundert um. Die Hochzeitleute flohen hinter Stühle und Tische, bald aber rötheten sich die Wangen der Angekommenen, ihre blassen Lippen blühten auf wie junge Rosenknospen und Granatblüthen, und begrüßten sich mit bekannten Tönen und Namen. Man erkannte sich nun gegenseitig, denn die todtenbleichen und jetzt neu aufblühenden Gestalten in Sterbekleidern waren die schnell

mich, ihr ebenfalls die schöne Perlenschnur zu zeigen.

Sie schien den Rosenkranz wieder zu erkennen. Sprachlos gab sie ihn zurück. Auch bemerkte ich, daß sie in einiger Entfernung mit ihrem Taschentuche schnell über die Augen fuhr, auf denen ich einen, gewiß nicht schmerzlosen, Glanz hatte schwimmen sehen.

Der Brief meines Vaters war über den so anziehenden als grausamen Vorfällen des gestrigen Abends vergessen; die Villa mir zuwider. Ich gab Geschäfte für einige Tage vor und fuhr noch vor Tische in meine Wohnung auf dem spanischen Platze. Aber die Stadt bereitete mir nur neue Sorgen und Unruhe. Der Körper des Getödteten, eines Grafen Pignola, war gefunden worden und die That selbst das allgemeine Gespräch. Man glaubte sie der Eifersucht zuschreiben zu müssen, weil der Verstorbene in seinen letzten Tagen sehr reich an Liebesintriguen gewesen seyn sollte. Darum wurde

er auch nicht sonderlich bedauert und das war mir ein Trost. Jedoch hörte ich zugleich, welche hohe Preise seine angesehenen Verwandten auf den Kopf des Mörders gesetzt hatten. Man hatte bereits einigen Verdacht geäußert. Zum Glück aber blieb die Unschuld der Personen, auf die er fiel, nur wenige Stunden unentschieden. Uebrigens glaubte man allgemein, daß ein Bandit die Mittelsperson gewesen seyn müsse, weil der Dolchstoß, den der Zufall mitten durch die Wohnung des regesten Lebens geführt hatte, von einer festen und erfahrenen Hand zu zeugen schien. Der Dolch selbst, welchen man noch neben ihm liegen gefunden, trug zwar die Aufschrift: Nothwehr, auf einem grünen Griffe mit goldenen Buchstaben. Aber das bewies freilich nichts gegen jenen sehr wahrscheinlichen Glauben. Ein Glück für mich war es, daß ich gewiß wußte, dieser so auffallende Dolch, den ich einmal in Lüttich gekauft und auf Reisen immer bei mir geführt hatte, sei, so lange ich ihn besaß, noch von niemand gesehen worden.

Ich besuchte, wie gewöhnlich in den Tagen, die ich in der Stadt zubrachte, einen großen

Inhalt.

Die Vorbedeutungen; von L. Seite 1

Klara Mongomery. Aus den Papieren des Chevaliers St. **ge; von A. — 141

Der Gespensterläugner; v. L. = — 233

Anekdoten; von A.

1. Das Geisterschloß. = — 277
2. Der Geisterruf. = — 291
3. Der Todtentanz. = — 305

entschlafenen Neissischen Jungfrauen, die von ihrem Zauberschlaf erwacht und von Meister Wilibald mit der Zauberpfeife in den Hochzeitsaal geführt worden waren. Der Magus bließ ihnen noch ein lustiges Stückchen zum Abschied vor und verschwand.

Ich muß fast glauben, sagte Wido, daß der Sackpfeifer Niemand anders gewesen ist als der Gebirgsgeist des schlesischen Landes. Ich machte seine Bekanntschaft mitten im Gebirge, und erwarb mir, ich weiß nicht wodurch seine Gunst. Er versprach mir Beistand in meiner Liebe, und hat redlich Wort gehalten, wiewol auf seine eigenthümliche neckende Art, die man ihm schon zu gut halten muß.

Wido blieb zeitlebens in der Gunst des Berggeistes. Sein Wohlstand wuchs täglich, seine Gattin brachte ihm jährlich frische Kinder, seine Bilder wurden weit und breit nach Welschland und England verschrieben, und die Todtentänze, mit welchen nicht allein Basel, Dresden und Lübeck, sondern eine große Anzahl deutscher Städte prunkten, sind nichts als Copien und Variationen von Wido's Original, das er

dem Neissischen wirklichen Todentanz zum Andenken malte, das aber leider noch kein grübelnder Gemäldesammler und Connaisseur zu Bereicherung der Kunstgeschichte hat auffinden und bekannt machen können.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Sch. Simmel & Sohn

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Apel, Johann August, 1771-1816

Gespensterbuch

Bd.: 3

Leipzig (1811)

P.o.germ. 45-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104658-4